

Strassenmagazin Nr. 626
22. Mai bis 4. Juni 2026

CHF 8.-

davon gehen **CHF 4.-**
an die Verkäufer*innen



Bitte kaufen Sie nur bei Verkäufer*innen
mit offiziellem Verkaufspass

SURPRISE

Gesellschaft

Bedrohliches Meer

Wo die einen auf Deck sonnenbaden,
hoffen andere auf faire Arbeits-
bedingungen – oder gar auf Rettung.

ab Seite 8

**Armutsmonitoring,
Teil 4**



**SURPRISE
WIRKT**

«Surprise holte mich zurück ins Leben»

Auf seinem Sozialen Stadtrundgang durch Bern erzählt **André Hebeisen** vom jahrelangen Kampf gegen Depression, Alkoholsucht und Einsamkeit und warum er durch seine Arbeit bei Surprise wieder Licht am Ende des Tunnels sah.

***Buchen Sie einen Sozialen Stadtrund-
gang in Basel, Bern oder Zürich.***



Editorial

Unter der Oberfläche

Die offene See ist ein symbolisch aufgeladener Ort. Eine Grenze zwischen vertrauter Welt und dem bedrohlichen Unbekannten unter der Wasseroberfläche. Plötzlich kann etwas heraufschieszen, wie wir spätestens seit dem weissen Hai im Horrorfilm «Jaws» wissen. Im Unheimlichen stecken kollektive Ängste vor dem, **was man in seinem beschaulichen Leben nicht sehen** möchte. Daran musste ich denken, als ich die Texte für dieses Heft las.

Auf Deck liegen die Schönen und Reichen oder auch Leute wie wir, die sich mal eine besondere Reise leisten wollen. Das funktioniert nur, weil es auch **die verborgene** Seite gibt: die der Crewmitglieder, die unter unhaltbaren Bedingungen arbeiten: S. 18.

Für andere wird das weite Meer zum Grab. Eine Ärztin, die auf dem Schiff einer Nicht-Regierungsorganisation bei Such- und Beobachtungseinsätzen im zentralen Mittelmeer mitfährt, erzählt im Protokoll eines Einsatzes von Menschen, die

auf einer Plattform ausharren: **S. 14.** Auf dem Meer verdichten sich **sozial- und migrationspolitische Wahrheiten**, die wir gerne verdrängen.

Zurück bleibt bei vielen ein Gefühl der Ohnmacht. Auch in ganz anderen Bereichen wie etwa der Wohnungsnot, der sich viele ausgeliefert fühlen. Was man tun kann: Hinstehen, sich äussern, **seinen Gedanken eine Form geben.** Jetzt auch im Theater, siehe **S. 22.**

Was man auch tun kann: **Nachdenken. Forschen.** Kollege Klaus Petrus zeigt, was für eine Rolle es spielt, wie man das macht. Der Abschluss unserer **Serie zum Nationalen Armutsmonitor auf S. 8.**

DIANA FREI
Redaktorin



4 Aufgelesen
5 Rechercchefonds
Offen für Pitches

5 Vor Gericht
Missbräulich oder nicht?

6 Verkäufer*innenkolumne
Die Alten

7 Die Sozialzahl
Alleinlebende Working Poor

8 Arbeit
Auf Kreuzfahrt

12 Migration
Ausharren auf der Ölplattform



16 Sucht
Ohne politisches Problembewusstsein

18 Armutsmonitoring,
Teil 4
Die Frage, wie man forscht

22 Theater
Chor der Mieter*innen

24 Kino
Spuren der Erinnerung im Heimatdorf

25 Buch
Geisterkunde

26 Veranstaltungen

27 Was gibt dir Hoffnung?

28 SurPlus
Positive Firmen

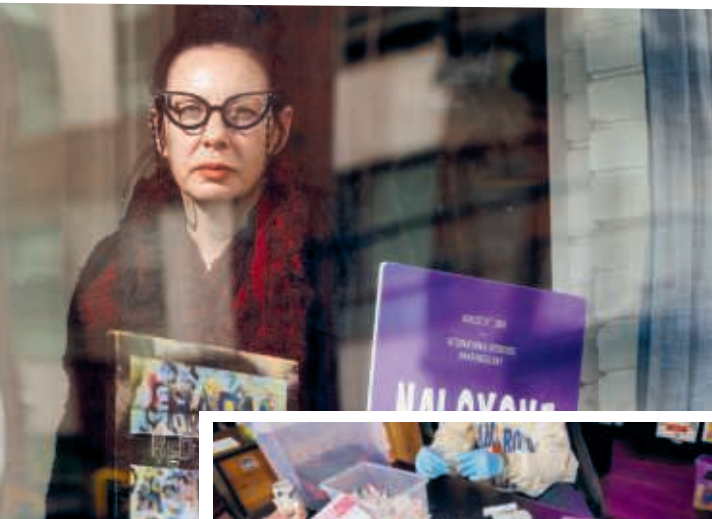
29 Wir alle sind Surprise
Impressum
Surprise abonnieren

30 Surprise-Porträt
«Ich leistete meiner Tante Gesellschaft»

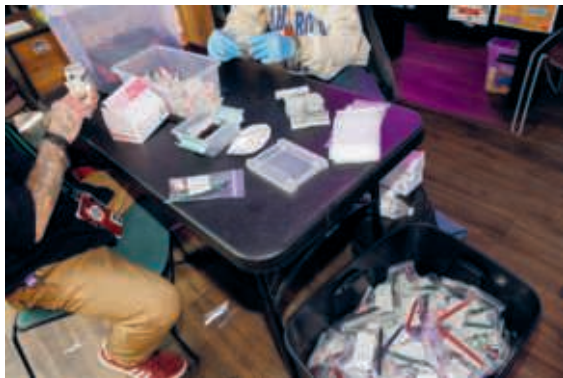
Aufgelesen

News aus den über 90 Strassenzeitungen und -magazinen in 35 Ländern, die zum internationalen Netzwerk der Strassenzeitungen INSP gehören.

International
Network of
Street Papers



BILDER: GILES CLASEN



«Niemand wird je offen darüber sprechen, was hilft und was Menschen am Leben hält. Sie werden nie die Wahrheit sagen. Politiker*innen geben den Einzelpersonen die Schuld. Nun setzen sie wieder auf Kriminalisierung. So sieht es aus, als würden sie handeln. Aber es macht den Drogenkonsum nur gefährlicher.»

Ruth Kanatser nahm einst selbst Heroin. Heute ist sie stellvertretende Leiterin des Harm Reduction Action Center (HRAC) in Denver, USA. Hier erhalten Drogenkonsument*innen saubere Spritzen und weitere Hilfsmittel für einen sichereren Konsum.

VOICE

DENVER VOICE, DENVER, USA, VOL. 31 ISSUE 4, APRIL 2026

30 Jahre Kupfermuckn!

Auch im oberösterreichischen Linz gibt es eine alt-eingesessene Strassenzeitung: die Kupfermuckn. Hier schreiben Armutsbetroffene selbst, das Projekt **entstand vor 30 Jahren aus einer Schreibwerkstatt**. Die Kupfermuckn erscheint zehnmal im Jahr. Die Autor*innen können ihre Texte vorbeibringen, schicken oder aufsprechen – dank KI-Übersetzungstools können das mittlerweile auch jene tun, mit denen Chefredakteurin Daniela Warger keine gemeinsame Sprache hat. Pro Woche können zwei Texte abgegeben werden. Unabhängig davon, ob diese in der Zeitung Platz finden oder nicht, erhalten die Autor*innen ein Honorar. Neben dem Magazin **bietet die Kupfermuckn auch sogenannte Gratwanderungen an**, so heissen die Sozialen Stadtrundgänge in Linz. Die Strassenzeitungsgemeinschaft gratuliert von Herzen!

AUGUSTIN

AUGUSTIN, WIEN, #643, 6.5.-19.5.2026



Mehr Biber fürs Klima

Von Bibern gestaltete Feuchtgebiete können zehnmal mehr Kohlenstoff binden als vergleichbare Landschaften ohne Biber. Schätzungsweise 1,194 Tonnen Kohlenstoff haben die Grossnager in 13 Jahren in einer Auenlandschaft im Kanton Zürich gespeichert. Das entspricht 10,1 Tonnen Kohlenstoff pro Hektar und Jahr. Landwirtschaftliche Massnahmen zur Kohlenstoffeinlagerung im Boden führen meist zu weniger als 1 Tonne pro Hektar und Jahr.

20er

20ER, TIROL, #274, MAI 2026

FOTO: ZVG

Offen für Pitches

Der Moment ist wieder da für alle Reporter*innen, Rechercheur*innen und Fotograf*innen, die sich in der Schweiz vertieft mit sozialpolitischen Themen beschäftigen: Bis zum 15. Juni könnt ihr euch – mit eurer Idee für eine aufwendige Geschichte zum Thema Armut, Ausgrenzung oder Migration – für den Surprise Recherchefonds bewerben.

Mit dem Surprise Recherchefonds wollen wir im Strassenmagazin die grossen Geschichten zu diesen Themen fördern, mit klarem Bezug zur Schweiz. Sei es als Hintergrundgeschichte, Reportage, Langzeitbeobachtung oder Serie.

Ein Beispiel dafür ist die Recherche über die Rolle der Dolmetscher*innen bei den Asylanhörungen des Staatssekretariats für Migration, erschienen im Oktober in der Ausgabe 612/25 («Das Gewicht des Wortes»), nachzulesen hier: surprise.ngo/das-gewicht-des-wortes. Zudem war Autor Demian Cornu zu Gast in unserem Podcast «Surprise Talk», nachzuhören hier: surprise.ngo/talk (Episode 105).

Mit dem Surprise Recherchefonds unterstützen wir Journalist*innen mit finanziellen Beiträgen bis 3000 Franken. Wir freuen uns auf eure Ideen und Anträge. Bei Fragen meldet euch gerne unter lea.stuber@strassenmagazin.ch. LEA



Anträge können bis zum **15. Juni** eingereicht werden, Schweizbezug und Veröffentlichungsabsicht im Surprise sind zwingend. Bewerbungsformular und alle Infos unter: surprise.ngo/recherchefonds



ILLUSTRATION: PRISKA WENGER

Vor Gericht

Missbräuchlich oder nicht?

Dies sei eine «etwas spezielle Konstellation» kündigt der Anwalt der Vermieterseite gleich zu Beginn der Verhandlung an. Die Anwältin der Mieter*innen pflichtet später in ihrem Parteivortrag bei: Wirklich eine spezielle Konstellation. Es ist das Einzige, worauf sich die beiden Parteien an diesem Nachmittag am Mietgericht Zürich einigen können. Denn sonst haben Mieter*innen und Vermieter das Heu nicht auf der gleichen Bühne. Die Mieter*innen – ein Paar Mitte dreissig – haben im vergangenen Sommer den Vertrag für eine 4.5-Zimmer-Wohnung im Kreis 10 unterschrieben. Nettomietzins: 3120 Franken, plus Nebenkosten von 270 Franken. Ein stolzer Preis, aber nicht unbedingt ungewöhnlich in einer Stadt, in der die Angebotsmieten regelmässig fantastische Sphären erreichen. Hoch? Ja. Missbräuchlich? Das ist die Frage, die an diesem Donnerstag Ende April vor Gericht verhandelt wird.

Ein Anhaltspunkt dafür ist der Vergleich zum vorherigen Mietzins. Und da waren die neuen Mieter*innen stutzig geworden: Auf dem Formular, das die Vermieter von Gesetzes wegen herausgeben mussten (bei einem Leerwohnungsbestand von unter 1,5 Prozent gilt im Kanton Zürich die sogenannte Formularpflicht), stand unter «früherer Mietzins» 1714.50 Franken. Dieser datierte zwar vom 1.4.2000. Der Sprung von mehr als 80 Prozent könnte dennoch ein Indiz für eine Überhöhung sein; so sah es zumindest der Mieterinnen- und Mieterverband, an den sich das Paar wandte. Die

Mieter*innen fochten innerhalb der Frist von 30 Tagen den neuen Mietzins an. Der anschliessende Termin vor der Schlichtungsbehörde verlief ergebnislos (die Vermieterseite versäumte die Anhörung). So kommt es nun zur Verhandlung vor einem Dreierkollegium am Mietgericht.

Und warum nun die «etwas spezielle Konstellation»? Wie der Anwalt der Vermieter – sekundiert von zwei Vertretern des Hauseigentümerversands HEV – erklärt, war die Liegenschaft nie fremdvermietet, sondern der Mutter der heutigen Eigentümer als Nutzniesserin überlassen worden. Der im Formular aufgeführte frühere Mietzins von 1714.50 Franken sei also gar kein Mietzins, sondern vielmehr ein fiktiver Eigenmietwert. «Man könnte sich nun fragen», so der Vermieter-Anwalt scheinbar selbstkritisch, «hätte man das so auf dem Formular beschreiben müssen?»

Die Anwältin der Mieter*innen plädiert dafür, das Formular aufgrund dieser Unklarheiten als nichtig anzusehen. Und sie verlangt, den Anfangsmietzins von 3120 Franken abzulehnen und den Mietzins richterlich neu festzulegen: auf 2500 Franken brutto. Ihre Klient*innen, so die Anwältin, «verlangen nicht den Vormietzins, sondern eine angemessene Herabsetzung».

Nach den Parteivorträgen folgt eine Vergleichsrunde, die, wie auch schon die vorhergehende Schlichtungsverhandlung, nicht öffentlich ist. Ein paar Tage später erklärt der Richter am Telefon: Noch wurde keine Entscheidung gefällt. Denkbar ist, dass sich die Parteien in einer Vergleichsverhandlung auf einen Mietzins einigen. Denkbar ist aber auch eine weitere Gerichtsverhandlung und ein richterlicher Entscheid.

WILLIAM STERN ist Gerichtsreporter in Zürich.



Verkäufer*innenkolumne

Die Alten

Die Alten

Die Alten, die auf uns warten
Uns warten, weil wir nicht kommen

Weil wir uns an anderen Sonnen sonnen

Die Alten, die, bevor sie gehen
Uns noch etwas mitteilen wollen

Sie ahnen,
Dass wir uns anderswo lieber tollern

Die Alten, die vorausgehen
Dorthin, wo auch wir einst sollen
Die Alten, die Verrückten

Die Klugen, die Weisen
Sie sind allein
Sie sind elternlos
Sie sind Waisen

Dabei, ich strafe mich Lügen
Sie hatten einst Eltern
Und suchen sie jetzt

Wenn Du alt bist
Und wenn Du nicht grad wartest
Auf das Jungvolk am andern Ende der Welt
Suchst Du beständig:
Wo ist die Mutter, der Vater
Beide haben sie
Dich bis ins Innerste lieb

Die Alten –
Ich will mich bessern
Ich will jetzt zu ihnen hin
Ich will sie fragen

Alles will ich von ihnen wissen
Alles: Wie es einst war
Und wer die gebar
Die die gebar
Die mich gebar

NICOLAS GABRIEL, 61, Sohn von Mireille Gabriel – Mutter mit Herz, im Herzen Ernährungsberaterin. Surprise-Verkäufer ganz und gar und Surprise Stadtführer in Zürich.

Die Texte für diese Kolumne werden in Workshops unter der Leitung von Surprise und dem Autor Ralf Schlatter erarbeitet. Die Illustration entsteht in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern – Design & Kunst, Studienrichtung Illustration.

Die Sozialzahl

Alleinlebende Working Poor

175 000 Erwerbstätige lebten 2024 in armutsbetroffenen Haushalten. Dies entspricht einer Quote von 4,3 Prozent. Rechnet man alle Personen – also auch die nicht erwerbstätigen –, die in solchen Working-Poor-Haushalten leben, zusammen, kommt man auf rund 300 000 Betroffene.

Verschiedene Faktoren tragen dazu bei, dass Personen trotz Erwerbsarbeit armutsbetroffen sind. Dazu zählen das Bildungsniveau der Erwerbstätigen, die Branche, in der sie arbeiten, der Erwerbsumfang sowie die Sprachregion, in der sie leben. Am häufigsten wird aber auf den Haushaltstyp verwiesen, der die Wahrscheinlichkeit beeinflusst, dass jemand als Working Poor gezählt wird. So haben insbesondere Einelternhaushalte mit 9,0 Prozent und Familien mit drei und mehr Kindern mit 7,8 Prozent ein überdurchschnittlich hohes Risiko, ein Working-Poor-Haushalt zu sein. Auch Arbeitstätige sind offenbar zusätzlich armutsgefährdet, wenn sie Kinder haben. Will die Politik diese Situation verbessern, schlägt sie darum oft eine bessere Abdeckung der Kosten für die Kinder vor, sei dies eine höhere Familien- oder Kinderzulage oder die Einführung von Ergänzungsleistungen für Familien.

In der Diskussion über Working Poor wird oft übersehen, dass auch Einpersonenhaushalte (unter 65 Jahren) mit 8,5 Prozent eine überdurchschnittlich hohe Quote aufweisen; zudem machen sie mit rund 40 Prozent den höchsten Anteil an allen Working-Poor-Haushalten aus. Möchte man diesen Personen helfen, der misslichen Lage zu entkommen, muss man sozialpolitisch andernorts ansetzen. Leider lassen es die

Zahlen des Bundesamtes für Statistik nicht zu, diese Personen-
gruppe vertieft zu analysieren. Auch hier dürften Faktoren wie der Berufsabschluss, der Wirtschaftszweig, in dem gearbeitet wird, aber auch der Beschäftigungsgrad eine entscheidende Rolle spielen. Und zwar vor allem dann, wenn bei einer Person mehrere dieser Faktoren gleichzeitig gegeben sind.

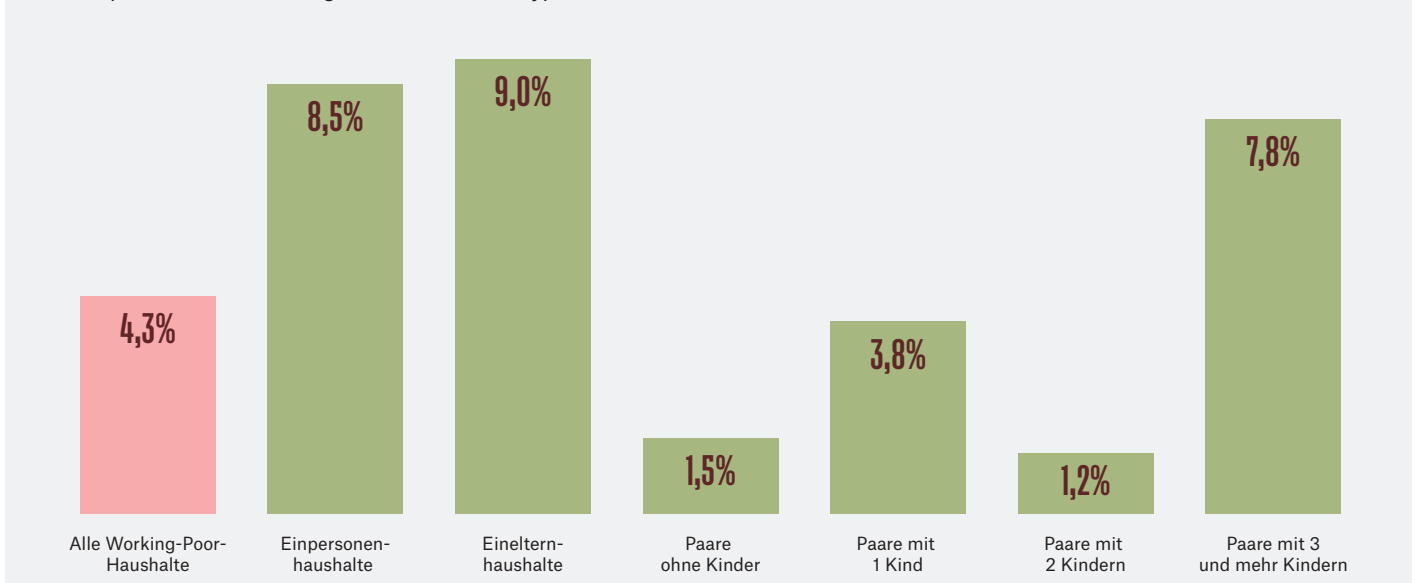
So zeigt sich, dass Personen, die nur einen obligatorischen Bildungsabschluss haben, ein deutlich höheres Working-Poor-Risiko aufweisen als alle anderen mit qualifizierteren Ausbildungen. Massnahmen zur Förderung einer Berufslehre wirken hier präventiv. Arbeitet man in einer Tieflohnbranche wie in der Gastronomie, Hotellerie, im Reinigungsgewerbe oder in privaten Haushalten, so erhöht sich das Risiko ebenfalls. Hier können für eine ganze Branche verbindliche Mindestlöhne eine Verbesserung bringen.

Schliesslich spielt es auch eine Rolle, in welchem Ausmass man einer Erwerbstätigkeit nachgeht. Vollzeit-erwerbstätige haben ein deutlich kleineres Risiko, trotz Beschäftigung in die Armut zu rutschen, als jene, die teilzeitlich arbeiten. Oft ist eine Erhöhung des Beschäftigungsgrades aber nicht so einfach möglich. Zum einen können gesundheitliche Faktoren gegen eine Erhöhung des Pensums sprechen, zum anderen kämpfen viele dieser Erwerbstätigen mit einer unfreiwilligen Unterbeschäftigung, will heissen: Sie finden mit ihrem beruflichen Profil keine Vollzeitstelle.



PROF. DR. CARLO KNÖPFEL ist Dozent am Institut Sozialplanung, Organisationaler Wandel und Stadtentwicklung der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz.

Armutsquote der Erwerbstätigen nach Haushaltstyp (ohne Rentner*innenhaushalte)







Schöner Schein

Arbeit Für viele Reiselustige ist eine Kreuzfahrt erschwinglich geworden. Das hat mit den Bedingungen zu tun, unter denen viele der Crewmitglieder arbeiten müssen.

TEXT **ULRICH JONAS** FOTOS **RUSSELL C. BANKS**

Die jüngste Anfrage habe ihn per WhatsApp erreicht, sagt Hamani Amadou. Die Nachricht stamme von einer mittelamerikanischen Barkeeperin, die seit zehn Jahren auf Kreuzfahrtschiffen arbeite, immer für dieselbe Reederei. Die Frau, erzählt der Gewerkschafter, war nach einem Heimaturlaub auf dem Weg zum Flughafen, um ihr nächstes Schiff zu erreichen. Da habe sie, ebenfalls per WhatsApp, die Nachricht erhalten, dass ihr gekündigt sei – «ohne jeden Grund».

Amadou hört oft solche Geschichten. An diesem März-nachmittag ist der 58-Jährige per Videotelefonat zu sprechen. Er meldet sich aus Cebu, einer Stadt auf den Philippinen, wo er Seeleute in einem Seminar über ihre Rechte aufklärt. «Viele lesen nicht mal ihren Arbeitsvertrag und wissen nicht, dass es eine Gewerkschaft gibt»,

sagt Amadou, der seit vierzehn Jahren für die Internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF) arbeitet. Sieben-Tage-Woche, Schichten bis zu vierzehn Stunden am Stück, miserable Löhne, kurze Vertragslaufzeiten, fehlende soziale Absicherung, sexuelle Belästigungen und kaum Landgang: Um diese Themen ging es nicht, als Hamburgs Wirtschaftsministerin Melanie Leonhard (SPD) wenige Tage zuvor medienwirksam den Boom der Branche feierte. Das Kreuzfahrtgeschäft habe «grosses Potenzial für Hamburg», sagte die Politikerin im neu eröffneten dritten Kreuzfahrtterminal in der Hafencity: «... für die Gastronomie, die Hotellerie, den Einzelhandel und den Arbeitsmarkt». Die Zahlen geben ihr recht: Mehr als 1,4 Millionen Personen haben Hamburg vergangenes Jahr im Zuge einer Kreuzfahrt besucht – so viele wie nie zuvor. Ein Ende des Wachstums ist laut Branche nicht in Sicht.

Fahrten unter Billigflaggen

Den Preis des Booms zahlen viele der Menschen, die auf den Schiffen arbeiten. Manche würden neun Monate lang ausschliesslich nachts eingeteilt, in einigen Crews hiessen

Die Bilder von Russell C. Banks sind als eigenständige Arbeit unabhängig von dieser Reportage aus dem Hamburger Strassenmagazin Hinz&Kunzt entstanden.

sie deshalb «Nighties», sagt Katharina Bothe. Die Kulturwissenschaftlerin vom Deutschen Schifffahrtmuseum Bremerhaven forscht zu den Arbeitsbedingungen in der Kreuzfahrt und hat etliche Interviews, auch mit Seeleuten, geführt. Viele Beschäftigte stammten aus Ländern wie Indien oder von den Philippinen – vor allem jene, die Kabinen reinigen oder Gemüse rüsten. Sie seien auf ihren oft kargen Lohn angewiesen und würden nicht aufbegehren, selbst wenn die Bedingungen schlecht sind: «Die Leute kündigen lieber selbst, wenn sie sich ungerecht behandelt fühlen, als dass sie das irgendwo melden würden», sagt Bothe. «Bezahlt wird entlang ethnischer Ungleichheiten. Jemand aus Kenia bekommt für den gleichen Job nur ein Drittel oder die Hälfte von dem, was ein Europäer verdient.» Möglich sei das, weil die Reedereien ihre Schiffe ausgeflaggt haben: Sie lassen sie unter der Flagge eines Landes mit schlechterem Arbeitsrecht fahren.

Schon lange trägt kein Hochseekreuzfahrtschiff mehr die deutsche Flagge. Das gilt auch für die Flotten deutscher Reedereien, die den Hamburger Hafen anlaufen oder von hier starten. Warum etwa die Schiffe der Hamburger Kreuzfahrtgesellschaft Tui Cruises unter maltesischer Flagge fahren, beantwortet die Pressestelle des Unternehmens nicht, sondern verweist allgemein auf internationale Arbeitsschutzabkommen und Tarifverträge.

Mithilfe sogenannter Billigflaggen sparen Reedereien laut Sozialwissenschaftlerin Bothe nicht nur Steuern, sondern können auch leichter niedrige Gehälter zahlen. «Grade Lohnkosten sind im globalen Wettbewerb in der Schifffahrt ein grosser Faktor.» Was ist der Mindestlohn der am schlechtesten bezahlten Angestellten pro Stunde? Eine konkrete Antwort darauf gibt keines der angefragten Kreuzfahrtunternehmen. Tui Cruises erklärt, die GmbH arbeite mit «unterschiedlichen Arbeitgebern» zusammen. Die Subunternehmen würden «mit der verantwortlichen Gewerkschaft in individuellen Tarifverträgen» Löhne und Arbeitsbedingungen aushandeln: «Die Gehälter liegen über dem Branchendurchschnitt.» Aida Cruises verweist auf ein «ausbalanciertes Gehaltssystem» und führt aus: «Wie es in der internationalen Seefahrt als auch in anderen internationalen Wirtschaftsunternehmen üblich ist, orientiert sich das Gehaltsniveau an den Lebenshaltungskosten der Heimatländer der Mitarbeiter.»

Die Crewmitglieder werden kaum gehört

Für diese Recherche gestaltet sich der direkte Kontakt zu Beschäftigten schwierig. Die Deutsche Seemannsmission empfiehlt einen Besuch ihrer Seafarers' Lounge. Das ist eine Einrichtung für Crewmitglieder der Kreuzfahrtschiffe im Hamburger Hafen, ein Rückzugsort mit kostenlosem Internet und Telefon, Shop und Seelsorge.

Doch scheitert der vereinbarte Termin in der Seafarers' Lounge an bemerkenswerten Forderungen: Da an diesem Tag Beschäftigte eines Aida-Kreuzfahrtschiffs in der Lounge erwartet werden, müsse die Reederei zuvor um Erlaubnis gefragt werden, erklärt die städtische Cruise Gate Hamburg GmbH, der das Gebäude gehört. Ein merkwürdiges Verständnis von der Aufgabe der Medien offenbart dann auch das betreffende Unternehmen

«Floating World» heisst das zehnjährige Projekt von Banks, das er zurzeit in den USA ausstellt. Ausstellungen in Europa sind geplant. russellcbanks.com

selbst. Der Sprecher von Aida Cruises erklärt per Mail: «Wir können Ihre Anfrage ausschliesslich in Verbindung mit der vorherigen Zusendung des finalen Textes sowie der AidaZitate unterstützen.» Die Berichterstattung soll offensichtlich vom Wohlwollen der Reederei abhängig gemacht werden.

Lisa Pohl, die wir hier nicht bei ihrem wirklichen Namen nennen, hat als 18-Jährige mehrere Monate lang als Animateurin auf deutschen Kreuzfahrtschiffen gearbeitet. Die Hamburgerin schliesst nicht aus, künftig noch einmal dort zu jobben, deshalb will sie ihre Identität schützen. Durchschnittlich zehn Stunden habe sie täglich gearbeitet, erzählt sie, sieben Tage die Woche, jeweils bis zu drei Monate am Stück. 1750 Euro brutto habe sie im Monat dafür bekommen, bei freier Unterkunft und Verpflegung und zehn Urlaubstagen pro Monat, die sie während der Zeit an Bord aber nicht nehmen konnte und die daher hinterher ausbezahlt wurden. Das ergibt einen Stundenlohn von nicht mal 8 Euro. «Mir wurde vorher gesagt, dass der deutsche Mindestlohn auf dem Schiff nicht gilt», sagt Lisa Pohl. «Aber mir war nicht klar, wie anstrengend dieser Job ist.» Bis 1 Uhr nachts habe sie manchmal gearbeitet, um morgens um 9 Uhr die nächste Schicht zu beginnen. Rund um die Uhr habe sie ein Handy mit sich getragen, das ihr der Chef am ersten Tag mit den Worten in die Hand gedrückt habe: «Du musst Tag und Nacht erreichbar sein.»

Für die Abiturientin, die gerne reisen wollte, ohne viel Geld auszugeben, war der Job rückblickend trotzdem gewinnbringend. Auch weil sie an Bord gelernt hat, dass andere Menschen unter völlig anderen Voraussetzungen in der Kreuzfahrt arbeiten. Mehr als die Hälfte der Crewmitglieder stammten aus asiatischen Ländern. «Viele würden gerne zuhause bei ihren Familien arbeiten», sagt sie. «Aber das Einkommen dort reicht einfach nicht aus.» Pohl fragt per WhatsApp noch einen ihrer früheren Arbeitskollegen, was nichteuropäische Beschäftigte heutzutage verdienen, zum Beispiel im Service. Seine Antwort: 700 bis 900 Euro pro Monat.

Wenn Gewerkschafter Amadou mit Reedereien spricht, hört er oft: Wenn das Personal teurer wird, wird auch die Kreuzfahrtreise teurer. Dann habe man weniger Kunden und die Konkurrenz profitiere. «Das ist ein Teufelskreis», sagt er. «Die Menschen auf den Schiffen arbeiten unter wirklich harten Bedingungen – und verdienen bessere.»

Freundlicherweise zur Verfügung gestellt von
HINZ&KUNZT/INSP.NGO







BILDER: ERICA VARONE

Aus eigener Kraft retten sich immer wieder Menschen auf diese Ölplattform im Mittelmeer, obwohl sie dehydriert und seekrank sind.



«Sie warteten dort oben, ohne Wasser, ohne Essen»

Migration Francesca Renon, Ärztin auf dem zivilen Schiff «Nadir», trifft im Mittelmeer auf Menschen, die sich auf eine Plattform retten konnten. Sie erzählt von Erschöpfung, der Angst vor Libyen und einem Meer, auf dem so viele Menschen sterben wie lange nicht mehr.

AUFGEZEICHNET VON MANUELA ENGGIST

«Nachts sehen wir sie zuerst als Schatten auf der Ölplattform. Eine alte, stillgelegte Konstruktion aus Metall, rostig, vom Meer umgeben. Ihre Lichter sind schon von weitem zu erkennen, und genau deshalb versuchen Menschen immer wieder, dorthin zu gelangen. Als wir näherkommen, sehen wir, wie die Menschen auf der Plattform stehen. Sie haben es mit einem Schlauchboot dorthin geschafft und sind hinaufgekllettert. Als wir sie erreichen, harren sie dort seit etwa zehn Stunden aus. Ohne Wasser, ohne Essen. Es ist kein sicherer Ort. Aber in diesem Moment ist er für sie besser als das Boot. Auf See klammern sich Menschen an alles, was ein kleines bisschen Schutz verspricht.

Wir patrouillieren in diesem Gebiet nicht zufällig. Es ist eine Route, die von Menschen genutzt wird, die aus Libyen fliehen. Auch diese Plattform ist bekannt. Schon früher haben Menschen dort Zuflucht gesucht, und erst vor kurzem gab es genau hier eine Rettung. Als wir die Gruppe sehen, ist sofort klar: Sie haben gehandelt. Sie haben sich selbst bis hierhergebracht. Das ist etwas, das ich mir immer wieder bewusst mache. Diese Menschen sind nicht passiv. Sie versuchen, ihr Leben selbst zu retten.

Ich bin zum zweiten Mal mit RESQSHIP im Einsatz, einer deutschen Nicht-Regierungsorganisation, die Such- und Beobachtungseinsätze im zentralen Mittelmeer fährt. Auf der «Nadir» bin ich ehrenamtlich als Ärztin aktiv. Das ist meine Hauptaufgabe. Zusätzlich unterstütze ich die Kommunikation mit den Behörden, vor allem mit den italienischen, und ich erkläre den Menschen an Bord, was sie ungefähr erwartet, wenn sie Europa erreichen. Welche Rechte sie haben. Was am Hafen passiert. Wie die nächsten Schritte aussehen.

Die «Nadir» ist kein Rettungsschiff. Sie ist ein Beobachtungsschiff. Eigentlich müssten staatliche Akteure auf See suchen und retten. Aber wir sind dort draussen, weil diese Hilfe oft nicht geleistet wird. Wir fahren mit unserem kleinen Boot zur Plattform. Nacheinander holen wir die 47 Menschen herunter. Was mich in solchen Momenten immer beeindruckt ist, wie organisiert viele von ihnen sind. Diese Gruppe ist jung, aufmerksam, ruhig. Sie regeln ihren Platz untereinander, achten aufeinander, helfen sich gegenseitig. Sie machen selbst so etwas wie Crowd-Management. Das sehe ich oft: Die Menschen warten nicht einfach darauf, dass jemand kommt und sich um alles kümmert. Sie haben Initiative. Sie organisieren sich in Familien, in Gruppen, mit Freundschaften, die unterwegs entstanden sind. Sie sind zu diesem Zeitpunkt seit ungefähr 24 Stunden auf dem Wasser unterwegs. Unter ihnen sind vier Frauen, eine davon schwanger. Kritische medizi-

nische Notfälle haben wir diesmal nicht. Aber der Zustand der Menschen ist nicht gut, weder körperlich noch psychisch. Während wir noch bei der Plattform sind, taucht ein Schnellboot auf. Eine libysche Einheit, wir wissen nicht genau, welche. Sie bleibt in der Nähe und beobachtet. Die Libyer verhalten sich nicht aggressiv, aber allein ihre Anwesenheit reicht aus. Die Stimmung kippt sofort. Die Menschen bekommen Angst. Viele fürchten, zurück nach Libyen gebracht zu werden. Diese Angst ist sehr konkret, weil sie damit zusammenhängt, was sie dort erlebt haben oder wovon sie wissen: Gewalt, Haft, Erpressung, massive Menschenrechtsverletzungen.

Wir bringen die Menschen an Bord und setzen unseren Kurs nach Norden fort. Doch der Einsatz ist damit nicht vorbei. Wir treffen auf ein weiteres Boot, dann auf noch eines. Zwei weitere Gruppen, zusätzlich 43 Personen. Auch ihre Boote sind nicht dafür gemacht, lange auf See zu bleiben. Also nehmen wir auch diese Menschen an Bord. Am Ende sind es 90 Menschen, mit verschiedenen Nationalitäten, unterschiedlichen Geschichten und in sehr unterschiedlichen Zuständen.

Stabilisieren und die Schmerzen lindern

An Bord beginnen wir mit dem, was wir immer tun: Wir priorisieren. Die verletzlichsten Menschen bringen wir unter Deck. Frauen, Kinder, diesmal sind drei dabei, das jüngste acht Monate alt. Auch ein Mann mit eingeschränkter Beweglichkeit. Alle anderen bleiben draussen im Bug, im Wind, oft noch in nasser Kleidung. Das ist hart, aber immer noch sicherer als ihre Boote.

Und trotzdem: Sicher ist das hier nicht. Die «Nadir» ist kein Ort, an dem Menschen eigentlich untergebracht sein sollten.

Viele kommen erschöpft an Bord. Sie sind dehydriert, seelisch, frieren. Wir verteilen Schwimmwesten, weil viele keine haben oder nur solche, die nicht wirklich schützen. Manchmal sind es Gummischläuche aus alten Autoreifen. Wir geben trockene Kleidung, so gut es geht. Beim Essen sind unsere Möglichkeiten begrenzt: oft sind es Cracker und Kekse. Wenn das Meer ruhig ist und nicht zu viele Menschen an Bord sind, können wir auch etwas kochen, zum Beispiel Couscous. Aber in solchen Situationen geht es vor allem darum, das Nötigste zu tun.

Der Raum, den wir als Krankenstation nutzen, ist klein. Wenn es einen Notfall gibt, behandeln wir dort. Ideal ist das nicht. Dort stehen auch die Geräte, mit denen wir mit den Behörden kommunizieren. Mehr Platz gibt es nicht. Wir können stabilisieren, Schmerzen lindern, beobachten. Mehr nicht. Die häufigsten Pro-

Auf der Ölplattform nahe Libyen harren oft Menschen aus.





«Für mich ist das nicht einfach etwas, das passiert. Es hat Gründe. Viele NGO-Schiffe werden blockiert und festgesetzt.»

Retten, wo es geht. Die Migrationspolitik wird weiter verschärft.

bleme sind Seekrankheit, Dehydrierung, Unterkühlung. Sehr häufig sehen wir auch Verätzungen durch Treibstoff, der sich mit Salzwasser mischt. Besonders Frauen und Kinder sind betroffen, weil sie im inneren Teil der Boote sitzen, wo sich diese Mischung sammelt. Sie sitzen oft stundenlang darin. Die Haut wird stark geschädigt. Es sind auch viele schwangere Frauen unter den Menschen. Dann versuchen wir einzuschätzen, ob die Situation stabil ist oder ob wir eine Evakuierung anfordern müssen. Aber auch das dauert.

Nicht nach den Geschichten fragen

Neben der medizinischen Arbeit versuchen wir Orientierung zu geben. Wir erklären, was bei der Ankunft passieren wird. Dass es chaotisch sein kann, laut, viele Uniformen, viele Fragen. Dass sie vielleicht nachts ankommen und müde sind und nicht alles verstehen. Wir erklären grundlegende Rechte, vor allem für besonders verletzte Menschen. Es geht nicht darum, alles zu erklären, sondern ihnen wenigstens ein bisschen Sicherheit zu geben.

Wir fragen nicht nach ihren Geschichten. Wir wissen, wie schnell man Menschen retraumatisieren kann. Vielleicht haben sie jemanden verloren. Vielleicht sind Menschen vor ihren Augen gestorben. Das Schiff ist nicht der Ort, um das alles wieder hervorzuholen. Wenn sie erzählen wollen, erzählen sie. Und manchmal tun sie das. Männer berichten von Gewalt in libyschen Gefängnissen, von Zwangsarbeit, von Erpressung. Frauen erzählen von sexualisierter Gewalt, sowohl in ihren Herkunftsländern als auch in Libyen.

Ich arbeite normalerweise als Kardiologin in einem Krankenhaus in der Nähe von Turin. Gleichzeitig engagiere ich mich an der Grenze zwischen Italien und Frankreich für geflüchtete Menschen, an Land. Mein erster Einsatz auf See hat mich verändert. Es war dunkel, leer, das Meer riesig. Und ich hatte Angst, obwohl ich auf einem sicheren Schiff war. Ich dachte: Wenn ich das schon so empfinde, wie muss es dann für die Menschen sein, die in diesen fragilen Booten sitzen? Ich sage oft: Diese Menschen sind sehr mutig. Aber sie sind nicht einfach nur mutig. Sie kommen aus Situationen, die so schwierig sind, dass sie diese Überfahrt in Kauf nehmen. Niemand steigt in ein solches Boot, wenn es eine echte Alternative gibt.

Kurz vor Lampedusa verändert sich die Stimmung an Bord. Die Insel ist schon lange vorher sichtbar. Wenn die Menschen sie erkennen, kommt oft die Erleichterung. Manche fragen immer wieder: Wir fahren nicht zurück nach Libyen, oder? Wir fahren

nach Europa? Wenn sie Lampedusa sehen, sind viele glücklich. Später wird es ruhiger. Wir bereiten die Ausschiffung vor, erklären den Ablauf. Und dann sitzen viele einfach da und warten.

Was mich beschäftigt, ist auch die Perspektive in Europa. Migration wird oft als Problem gesehen. Aber es ist schwer, die Menschen dahinter zu sehen. Ich bin Italienerin. Wir selbst sind seit langem wirtschaftliche Migrant*innen. Wir gehen in andere Länder, weil wir bessere Chancen wollen. Aber wir nennen uns «Expats». Wir haben einen Pass, der uns erlaubt, uns frei zu bewegen. Andere haben dieses Privileg nicht. Ich frage mich oft: Warum sollten sie dieses Recht nicht haben? Der Unterschied zwischen uns ist nicht, dass wir grundsätzlich anders sind. Der Unterschied ist der Pass, den wir haben. Und das Glück, das damit verbunden ist.

Wenn ich auf die Zahlen schaue, dann erschrecken sie mich jedes Mal neu. Allein in diesem Jahr sind schon über 1200 Menschen im Mittelmeer umgekommen. Und das sind nur die Fälle, von denen wir wissen. Es gibt Boote, die einfach verschwinden.

Für mich ist das nicht einfach etwas, das passiert. Es hat Gründe. Wir wissen, dass diese Route eine der tödlichsten der Welt ist. Und gleichzeitig sehen wir, dass immer weniger zivile Schiffe im Einsatz sind. Viele NGO-Schiffe werden blockiert, festgesetzt oder mit administrativen Massnahmen aufgehalten. Sie müssen in weit entfernte Häfen fahren, sie fehlen dann oft genau dort, wo sie gebraucht würden.

Wenn weniger Hilfe da ist, sterben mehr Menschen. Und trotzdem hören die Überfahrten nicht auf. Die Menschen steigen weiterhin in diese Boote. Deshalb fühlt es sich für mich falsch an, so zu tun, als wäre das einfach Pech oder Zufall. Es sind Entscheidungen, die einen Einfluss darauf haben, wie viele Menschen überleben. Deshalb bin ich hier.»

Die Zahl der Toten

Das «Missing Migrants Project» der Internationalen Organisation für Migration (IOM) erfasst seit 2014 die Zahl derjenigen, die weltweit **auf dem Weg zu einem internationalen Zielort** ums Leben kommen, auch die im Mittelmeer. Das Projekt betreibt die **weltweit einzige frei zugängliche Datenbank** über diese Art Todesfälle. Die IOM und das UNHCR stimmen sich regelmässig ab, um Daten zu vermissten Migrant*innen im Mittelmeerraum zu validieren. Derzeit liegt die Gesamtzahl bei **34 869 Personen** (Stand 3. Mai).

Wegen Fachkräftemangel geschlossen

Sucht Nach 26 Jahren musste die Drogenabgabestelle in Burgdorf schliessen. Das Ende der Institution zeigt, wie unbeliebt die Arbeit in der Suchtmedizin ist.

TEXT JANINE SCHNEIDER

«Reisebüro» steht in alten Lettern über der Milchglas-Tür. Auf den Tischen liegen Papierservietten, kleine Pflaster, Desinfektionsmittel und eine Schachtel mit Einwegnadeln. Wer zum Standort KODA der Behandlungszentren für Suchtmedizin Bern und Biel (BZS) kommt, hat bereits eine weite Reise hinter sich: Menschen mit schwerer Opioid-Abhängigkeit, etwa einer Heroinsucht, erhalten hier pharmazeutisch hergestelltes Heroin oder Ersatzmedikamente, die sie vor Ort einnehmen oder spritzen können. Ziel ist nicht der Entzug, sondern Suchtkranke vom illegalen Konsum wegzubringen und gesundheitlich wie psychisch zu stabilisieren.

Hier an der Belpstrasse in Bern herrscht kurz nach elf Uhr morgens Ruhe. Nichts deutet darauf hin, dass in der KODA derzeit so viel läuft wie schon lange nicht mehr. Zu den regulären 190 Patient*innen kamen Anfang April schlagartig 38 neue hinzu. «So viele waren es zuletzt, als ich vor 18 Jahren hier angefangen habe», erklärt Philipp Stettler, der die Standortleitung der KODA und die Gesamtleitung der Behandlungszentren für Suchtmedizin in Biel und Bern innehat.

Der Grund: Ende März mussten die BZS ihren dritten Standort in Burgdorf schliessen. Das sogenannte Biwak war 26 Jahre lang eine wichtige Anlaufstelle für Suchtkranke in der Region gewesen – nah an ihrem Wohnort, ausserhalb der grossen Städte und damit auch fern der Drogenszenen in Bern und Biel. Zuletzt nutzten 85 Patient*innen die Leistungen des Biwak.

Das Biwak war für die Suchtkranken nah an ihrem Wohnort, ausserhalb der grossen Städte und damit auch fern der Drogenszenen in Bern und Biel.

Behandlungszentren wie das Biwak entstanden in der Schweiz als Reaktion auf die offenen Drogenszenen der Achtziger- und Neunzigerjahre: in Zürich der Platzspitz, in Bern der Kocherpark. Anfangs reagierte der Staat mit Repression, änderte aber angesichts des Elends seine Haltung. Der Bund formulierte eine Vier-Säulen-Politik: Zur Repression hinzu kamen Prävention, Therapie und Scha-

densminderung. In Bern öffnete das weltweit erste staatlich tolerierte «Fixerstübli». In der Umsetzung der Opioid-Agonisten-Therapie, wie sie die BZS anbieten, avancierte die Schweiz gar international zur Vorreiterin: In der Therapie, auch als «Substitution» bekannt, ersetzen legale Medikamente illegale Opioid-Drogen, etwa Methadon das Heroin. Ingo Butzke, Chefarzt der Klinik für Psychose und Abhängigkeiten in Münsingen, ist besorgt: «Das Biwak ist wohl das erste Opioid-Agonisten-Modell in der Schweiz, das nach

so vielen Jahren schliessen muss. Und das, obwohl es erfolgreich war.» Das sei ein schwerwiegendes Warnzeichen für die Versorgung von Suchtkranken.

In der Politik fehlt das Interesse

Wie kam es dazu? Jeder Standort der BZS benötigt eine Fachärztin oder einen Facharzt. Diese stellte jeweils die Klinik Südhang, erklärt Philipp Stettler. Im August 2025 erhielt der leitende Facharzt des Biwak von der Klinik die fristlose Kündigung. Grund waren, so geht aus einer Medienmitteilung hervor, integritätsverletzende Äusserun-

gen gegenüber Mitarbeiterinnen. «Diese Entscheidung war sicher begründet», so Stettler, «aber wir hatten von einem Tag auf den anderen keinen Facharzt mehr vor Ort.» Für eine Suchttherapiestelle wie das Biwak, die 365 Tage im Jahr geöffnet ist und wo Patient*innen täglich vorbeikommen, ein Schock. In der Folge rotierten die beiden Fachärzt*innen der Koda zwischen Burgdorf und Bern. Eine Notlösung.

Die Klinik Südhang hätte die 40-Prozent-Stelle neu besetzen müssen, konnte jedoch keine Nachfolge finden und kündigte den Kooperationsvertrag mit den BZS. «Die Psychiatrie ist in erheblichem Ausmass vom Fachkräftemangel betroffen», erklärt Kathrin Hausammann, Kommunikationsbeauftragte der Klinik Südhang auf Anfrage. Noch schwieriger sei es, Fachärzt*innen für die Suchtpsychiatrie zu finden. «Zudem ist das Angebot des Biwak mit einem sehr spezifischen Anforderungsprofil verbunden.» Philipp Stettler vermutet, dass nicht zuletzt die Lage des Biwak ausserhalb der grossen Städte als Arbeitsort weniger attraktiv sei. Auch das nahe Spital Emmental und die ebenfalls in Burgdorf angesiedelte Klinik Selhofen konnten auf die Schnelle keine Fachärzt*innen stellen. Der Vorstand des Vereins BZS beschloss, das Biwak zu schliessen.

«Die Suchtmedizin stand schon immer am untersten Ende der ärztlichen Berufsskala, wenn es um Bezahlung und Ansehen geht», sagt Ingo Butzke, der auch Vorstandsmitglied der Schweizerischen Gesellschaft für Suchtmedizin ist. Hinzu komme die gesellschaftliche Stigmatisierung von Menschen mit Suchterkrankungen, «das Unbehagen vor dem Krankheitsbild an sich».

Butzke beobachtet auch ein Umdenken in der Politik: «Für ein solches Randangebot wie das Biwak bräuchte es eigentlich viel politische Rückendeckung», sagt er. Allerdings habe das politische Interesse am Thema stark abgenommen, die junge Politiker*innen-Generation, die den Platzspitz nicht mehr erlebt hat, besitze kein Pro-

blembewusstsein mehr. «Sie verstehen nicht, wie wichtig das bestehende engmaschige Versorgungsnetzwerk ist, sowohl für die Patient*innen als auch für die Gesellschaft», sagt Butzke.

Die meisten gehen zur KODA

Besonders einschneidend war die Schliessung des Biwak denn auch für die Patient*innen, die den Standort teils seit Jahrzehnten besucht hatten. Mit allen suchte man eine Anschlusslösung: zehn Prozent wechselten zur

Suchtberatungsstelle Contact in Langenthal oder Bern, dreissig Prozent liessen sich die Substitutionspräparate vom Hausarzt verschreiben und holen sie in der Apotheke ab, 38 Patient*innen kamen zur KODA. Ebenso arbeitet nun ein Teil des Fachpersonals in Bern. «Der Wechsel zur KODA hat sehr gut funktioniert, auch wenn einiges natürlich anders ist für diejenigen aus Burgdorf», befindet Stettler. Die KODA ist grösser, weniger familiär, hat zum Teil andere Abläufe und Regeln. Hinzu kommt die Zugreise nach Bern. Damit die ehemaligen Biwak-Patient*innen diese nicht zweimal täglich antreten müssen, hat das Zentrum die Mitgabe-Optionen erweitert.

«Die Frage ist aber, wie es denjenigen geht, die das Hausarzt-Apotheke-Modell gewählt haben», so Stettler. Hausärzt*innen hätten oft weniger Erfahrung mit Suchterkrankungen. Und für einige Patient*innen bedeutet der Wechsel des Modells auch einen Substanzwechsel, denn Hausärzt*innen dürfen kein Heroin abgeben. Hinzu kommt:

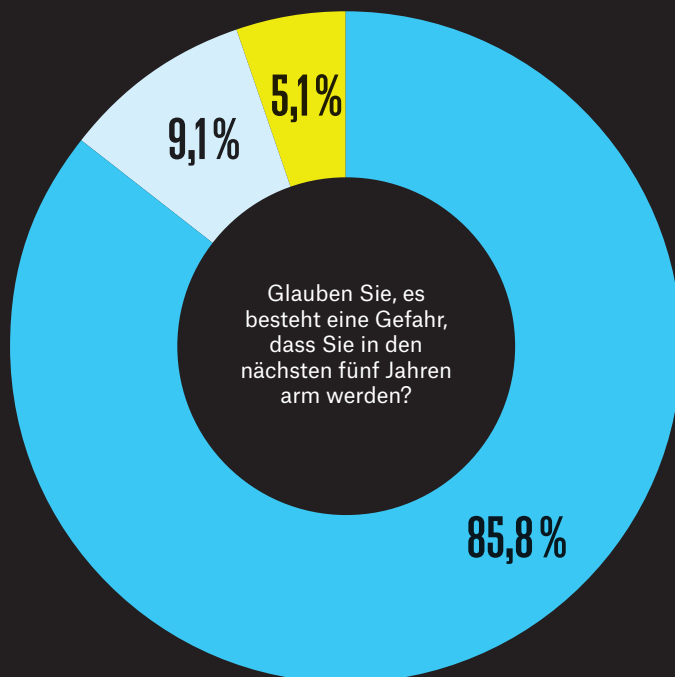
Die Behandlungszentren bieten eine ganzheitliche Betreuung an. Fachpersonen aus der Psychologie, der Sozialarbeit und der Pflege kümmern sich um die Anliegen der suchtkranken Menschen, helfen bei Krankheit, Steuererklärung oder Wohnungssuche. Stettler vermutet, dass wohl auch aus dem Grund einige ehemalige Biwak-Klient*innen noch vom Hausarzt-Apotheke-Modell in die KODA wechseln werden.

Ende März mussten die Behandlungszentren für Suchtmedizin Bern und Biel ihren dritten Standort in Burgdorf schliessen. Das sogenannte Biwak war 26 Jahre lang eine wichtige Anlaufstelle für Suchtkranke in der Region gewesen.

■ Ich würde mich heute schon als arm bezeichnen

■ Ja, eher

■ Nein, eher nicht



8,1%

der Schweizer Bevölkerung ist armutsbetroffen.

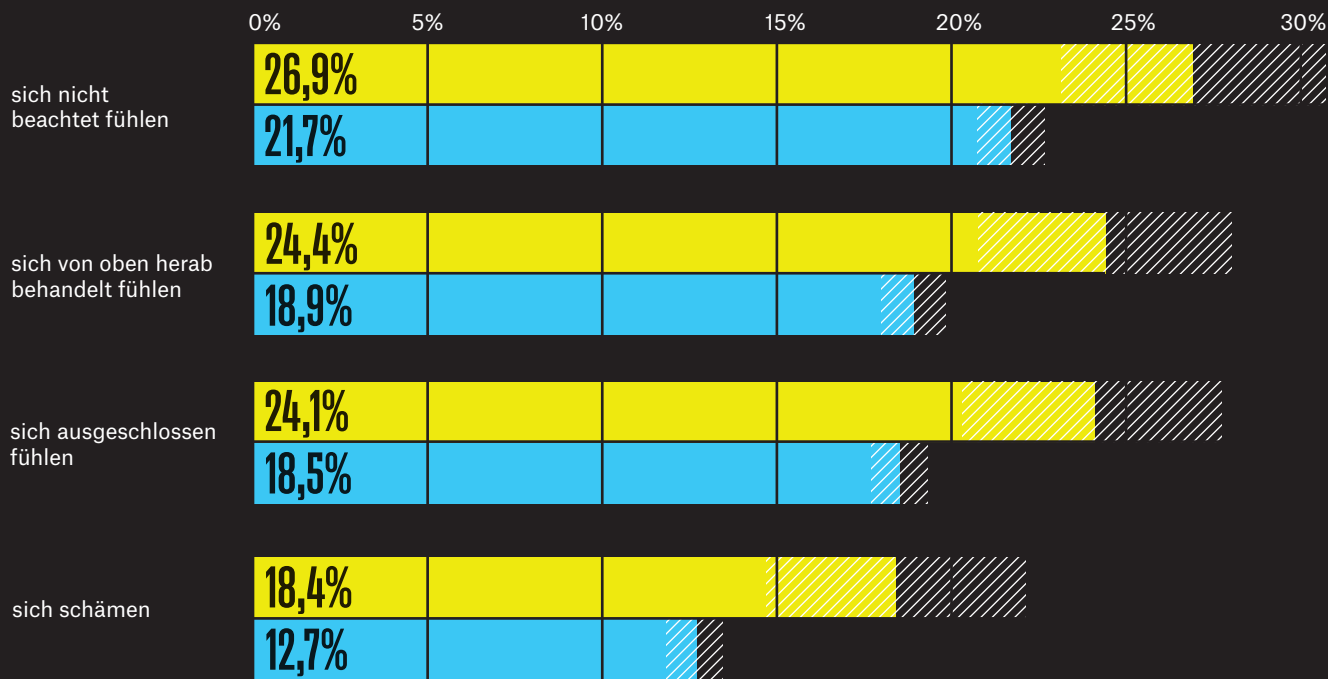
5,1%

würden sich selber als arm bezeichnen.

■ einkommensarme Personen

■ nicht einkommensarme Personen

/// 95%-Konfidenzintervall



Bemerkung: Anteile der Personen mit Antworten «manchmal», «meistens» oder «ständig» (vs. «selten» oder «nie»)

Kompetent in eigener Sache

Armut Wenn in der Schweiz zu Armut geforscht wird, fehlen meistens ausgerechnet die Fragen und die Expertise der Betroffenen. Umso interessanter sind die Ergebnisse zweier Studien. **Teil 4**

TEXT **KLAUS PETRUS**

Im Zentrum der Armutsforschung stehen Definitionen, Analysen und Zahlen: was Armut ist, wie viele Personen davon betroffen sind, welche Faktoren für Armut ausschlaggebend sind und was, auf der Basis von Statistiken, dagegen zu machen ist. Um die Menschen selber – die Armen – geht es dabei, so erstaunlich das klingen mag, eher am Rande. Sicher, sie kommen vor. Oft sind es aber bloss kurze Porträts zu Beginn oder am Ende der wissenschaftlichen Analysen, in denen Armutsbetroffene ihre Lebensgeschichte schildern, warum sie in Armut geraten sind und wie sie damit umgehen – so auch im Nationalen Armutsmonitoring, ein neuer, mehrere hundert Seiten umfassender Bericht des Bundes über die Armut in der Schweiz (siehe Box).

Das Bild, das auf diese Weise von armutsbetroffenen Menschen gezeichnet wird, ist unterschiedlich. Es reicht von «Opfern», die unser aller Mitleid verdienen, bis hin zu «Resilienten», die aufgrund ihrer Lebensumstände als besonders Widerständige dargestellt werden. Fast immer werden die so Porträtierten zu Stellvertreter*innen für andere Armutsbetroffene oder gelten als typische Beispiele, wie mit den offensichtlichen Dimensionen der Armut wie Einkommen, Wohnen, Bildung und soziale Teilhabe umgegangen wird – alles Themen, die als feste Bestandteile der Armutsforschung in Fragebögen oder Interviews an die Armutsbetroffenen herangetragen werden.

Was aber wäre, wenn Armutsbetroffene von sich aus bestimmen könnten, worüber sie reden möchten? Wenn ihre persönlichen Geschichten nicht bloss als ein weiterer Beleg für statistische Berechnungen gälten, sondern wenn sie die Armutsforschung selber mitprägen?

Armutsforschung mit einem solch partizipativen Ansatz ist bisher die Ausnahme. Dazu gehört die Studie «Die verborgenen Dimensionen der Armut», die 2019 von der Universität Oxford in Zusammenarbeit mit ATD Vierte Welt veröffentlicht wurde. Im Anschluss daran lancierte ATD Vierte Welt das speziell auf die Schweiz gemünzte Forschungsprojekt «Armut – Identität – Gesellschaft». Wie in der Oxforder Studie wird auch hier die Methode des «Merging of Knowledge», des «Wissen-Kreuzens» angewandt: Die Erfahrungen und Kenntnisse sowohl von Wissenschaftler*innen und Fachkräften aus der Sozialen Arbeit als auch von Armutsbetroffenen werden zusammengetragen und einander gegenübergestellt, um so «gleichberechtigt und auf Augenhöhe», wie es in der Oxforder Studie heisst, über Armut zu forschen und entsprechende Massnahmen zu deren Bekämpfung auszuarbeiten.

Der Verlust der Autonomie

Schaut man sich die beiden Berichte an, so werden zwar auch hier die typischen Bereiche von Armut thematisiert, namentlich das geringe Einkommen, erschwerte Arbeitsbedingungen, die fehlende Bildung oder prekäre Wohnsituationen. Im Zentrum aber stehen Aspekte, die in der bisherigen Armutsforschung – wenn überhaupt – nur am Rande unter dem Stichwort «Subjektive Armut» zur Sprache kommen. Vier davon sollen kurz erwähnt werden (schematisch ausgedrückt: S. 21, oben).

Armut wird von den Betroffenen in erster Linie als Mangel an Kontrolle über das eigene Leben wahrgenommen. Dieser Verlust von Handlungsmacht oder Autonomie bedeutet, dass die

Möglichkeiten und Mittel, eigene Ziele zu erreichen, von Dritten abhängen oder vorgegeben werden. Zu diesen Dritten zählen aus Sicht der Betroffenen auch der Staat, die Behörden oder die Sozialhilfe. Um das Recht auf Hilfe in Anspruch zu nehmen, müsse man sich solchen Institutionen gegenüber häufig rechtfertigen oder gar unterordnen; bei Verweigerung lebe man in Angst vor negativen Folgen, schildern Armutsbetroffene immer wieder. Indem sie ihre Wahlmöglichkeiten verlieren, werden sie in ihrer Identität verletzt und von Behörden und letztlich auch von der Gesellschaft nicht als handelnde Subjekte wahrgenommen, sondern als willenlose Objekte. Weshalb Armutsbetroffene aus der Oxforder Studie für sich in Anspruch nehmen, als «Aktivist*innen» bezeichnet zu werden.

Unterschätzte und ignorierte Fähigkeiten

Ebenfalls zentral ist für Betroffene die Erfahrung der sozialen Misshandlung und Herabsetzung. Damit ist die Art und Weise gemeint, wie Armutsbetroffene von anderen Personen, aber auch von Institutionen negativ wahrgenommen und mit Vorurteilen bedacht werden. Die Stigmatisierung betrifft Vorwürfe der Art «Wer arm ist, ist selber schuld», aber auch Stereotypisierungen von Armen als die «Schwachen» der Gesellschaft. Diese wiederkehrende Ab- und Ausgrenzung vom vermeintlich «Normalen» könne zu einer nachhaltigen Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls der Betroffenen führen, was wiederum ihre Handlungsmöglichkeiten einschränke, so die beiden Studien übereinstimmend. Die Betroffenen selber reden vom «täglichen Kampf» eines Lebens in Armut – ein Kampf, der eng verknüpft sei mit den Anstrengungen zu überleben, aber auch mit einem Gefühl der Solidarität mit Menschen, die Ähnliches erfahren, sowie mit gemeinsamem Widerstand.

Damit hängt ein dritter Punkt zusammen, der sowohl in der Oxforder wie auch der Schweizer Studie einen wichtigen Platz einnimmt: die von den Behörden, aber auch von der Gesellschaft insgesamt häufig nicht erkannten Kompetenzen der Armutsbetroffenen. Menschen in Armut, so heisst es in den Berichten, würden oft nur überleben können dank ihres Einfallsreichtums, ihrer ausgeprägten Menschenkenntnis sowie ihrer Strategien im Umgang mit Behörden und Bürokratie. Dagegen würde diese Art von Expertise «oft nicht oder nur negativ gesehen», womit ihnen eine gewisse Wertschätzung verwehrt bleibe.

Wohnort und Alter spielen eine Rolle

Schliesslich weist die Oxforder Studie auf eine Reihe von Faktoren hin, welche die Auswirkungen von Armut verschlimmern oder lindern können (in Abb. S. 21 ganz aussen). Dazu gehört etwa der Zeitpunkt oder das Alter, wann jemand in Armut gerät, sowie die Dauer der Armut. Beides bestimmt massgeblich die Ressourcen der betreffenden Person, um mit der Situation umzugehen und gegebenenfalls die eigene Armut zu überwinden. Daneben spielen auch der Ort oder die Region, in der sich die armutsbetroffene Person befindet, eine Rolle: Lebt jemand in der Stadt oder auf dem Land – und in welchem Kanton? Je nachdem unterscheidet sich das Angebot an Dienstleistungen, Infrastruktur und Arbeitsplätzen; auch in Bezug auf soziale Scham und Vorurteile erweist sich Armut häufig als ortsabhängig. Gerade was die Stigmatisierung angeht sowie die Frage, ob Armut ein persönliches Versagen sei oder von strukturellen Bedingungen abhängt, kann der kulturelle Hintergrund eine wichtige Rolle

spielen. Das arbeitet die Oxforder Studie an Beispielen heraus. Dies sind einige Punkte, die aus der partizipativen Armutsforschung zweier Studien hervorgehen und die – weil bisher wenig beachtet – zu den «verborgenen Dimensionen» der Armut gezählt werden. Doch weshalb kommen sie in der klassischen Armutsforschung nur beiläufig oder gar nicht vor?

Warum so wenig Partizipation?

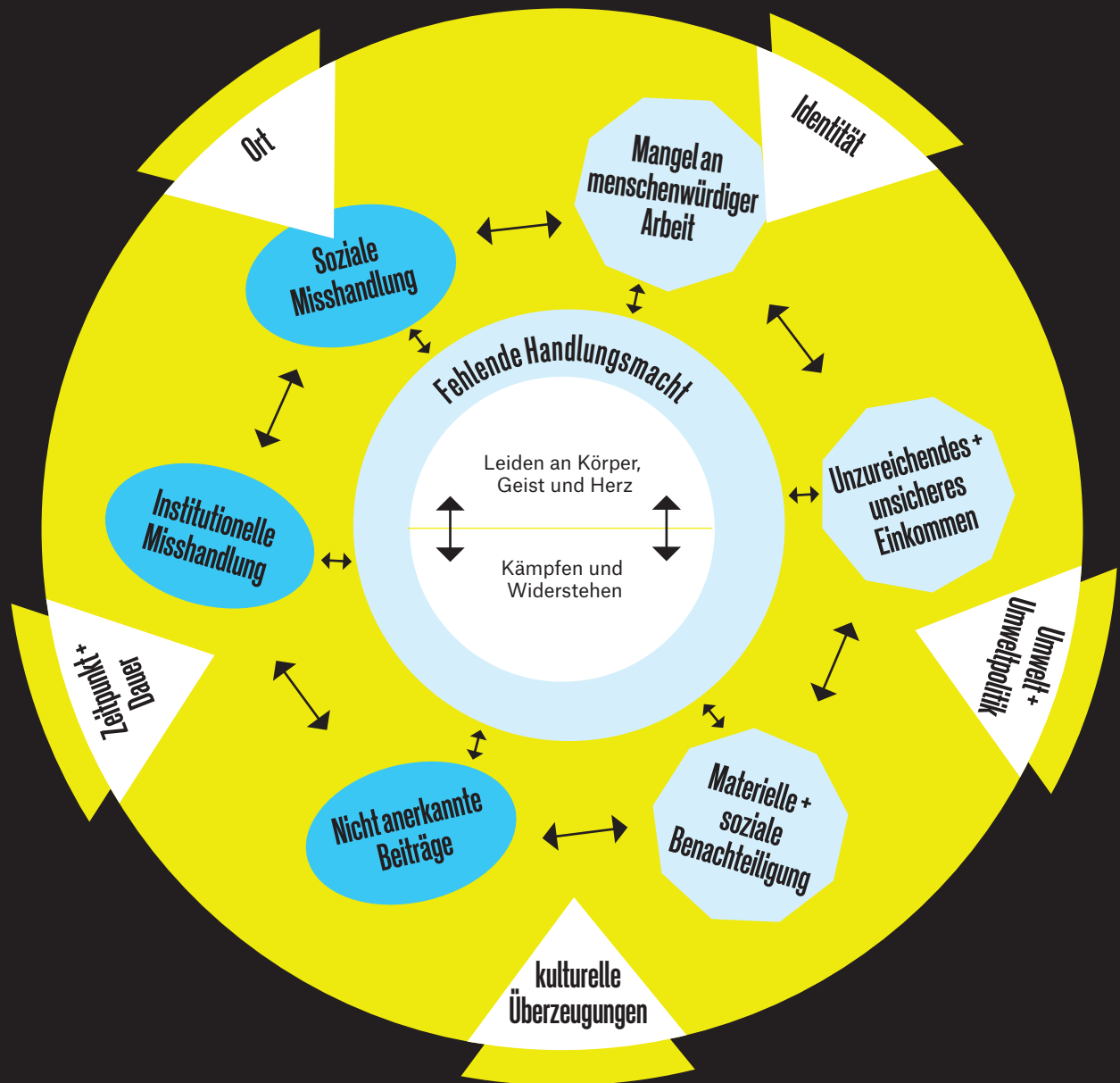
Eine Vermutung mag darin bestehen, dass sich die Forschung vor allem auf Ursachen und Faktoren von Armut beschränkt, die als messbar gelten, die «verborgenen Dimensionen» aber nicht von dieser Art sind. Was so allgemein formuliert aber nicht zutrifft. So hat das Nationale Armutsmonitoring im Rahmen einer Erhebung über die Einkommen und Lebensbedingungen von 19 000 Haushalten mit 9000 Personen einige dieser verborgenen Dimensionen der Armut durchaus zu quantifizieren versucht. Dabei liess sich – Stichwort: Verlust der Handlungsmacht – in Prozenten bestätigen, dass armutsbetroffene Personen signifikant weniger oft oder ausgeprägt das Gefühl haben, in ihrem Leben das machen zu können, was ihnen wichtig ist (siehe Abb. S. 18, unten). Eine weitere Hypothese könnte sein, dass partizipative Armutsforschung schlicht zu aufwendig ist. Tatsächlich sind die in der Schweizer Studie beschriebenen Arbeitsmethoden und -prozesse, die dem «Wissen-Kreuzen» zugrunde liegen, äusserst komplex; sie haben unter anderem zur Gründung einer Wissenswerkstatt sowie einer Volksuniversität geführt. Allerdings zeigen gerade diese Forschungsprojekte, dass partizipative Armutsforschung nicht bloss möglich ist, sondern bisher vernachlässigte oder gar neuartige Facetten der Armut aufdeckt und damit für alle Beteiligten – Betroffene, Fachkräfte, Wissenschaftler*innen – von Gewinn sein kann.

Vielleicht liegt der Grund für die bisher eher stiefmütterliche Behandlung der verborgenen Dimensionen der Armut in der Forschung auch darin, dass man die Stimmen der Armutsbetroffenen für zu persönlich und episodisch erachtet – und damit für die Wissenschaft als zu wenig objektiv. Ob man mit dem Anspruch auf Objektivität jedoch das Phänomen Armut angemessen erfassen kann, stellt die partizipative Forschung zu Recht infrage. Oder wie der dänische Fotograf Jacob Holdt im Vorwort zu seinem radikal subjektiven Bildessay über Armut in den Vereinigten Staaten festhält: «Ich glaube nicht, dass jemand für sich Objektivität beanspruchen darf, wenn er eine Gesellschaft nicht ausschliesslich mit den Augen jener Menschen betrachtet, denen es am schlechtesten geht.»



Hintergründe im Podcast: Radiojournalist Simon Berginz spricht mit Klaus Petrus über Armutsforschung.
surprise.ngo/talk

In dieser vierteiligen Serie haben wir das Nationale Armutsmonitoring des Bundesrates zum Anlass genommen, um kritisch über aktuelle Entwicklungen der Armut in der Schweiz zu berichten. Teil 1 behandelte die Definition von Armut und was dabei unter den Tisch fällt (in Surprise 621/26), Teil 2 den Zusammenhang zwischen Bildung und Armut (in Surprise 623/26) und Teil 3 ging um Working Poor (in Surprise 625/26).



Mehr als...

80%

der einkommensarmen Menschen sind in zusätzlichen Lebensdimensionen wie Wohnen, Gesundheit oder soziale Teilhabe eingeschränkt

Wieso ein Nationales Armutsmonitoring?

Eine Motion beauftragte den Bundesrat, ein regelmässiges Monitoring von Armut in der Schweiz einzurichten. Das Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) und das Bundesamt für Statistik (FS) sowie weitere Fachleute sollen die Armutsentwicklung empirisch erfassen und den Forschungsstand systematisch aufbereiten, um Bund, Kantonen und Gemeinden Wissen für die Armutsprävention und -bekämpfung zur Verfügung zu stellen. Im 2025 erschieneenen ersten Teil des Berichts geht es um finanzielle Verhältnisse, Erwerbsarbeit und Bildung, für den zweiten Teil (voraussichtlich 2030) um Gesundheit, Wohnen und gesellschaftliche Teilhabe. Das Nationale Monitoring kann kostenlos bestellt werden unter: armutsmonitoring.ch

Nicht ganz wie eine Demo

Theater In Zürich wird die Quartierbevölkerung zum Teil eines Bühnenstücks. Mit einem Thema, das alle gut kennen: der Wohnkrise.

TEXT DIANA FREI

Das Zürcher Sogar Theater hatte Anfang Jahr einen Aufruf zu einem «Chor der Mieter*innen» gestartet – auf der Suche nach Menschen, die sich in einem Theaterprojekt mit der Wohnungsnot in Zürich auseinandersetzen wollen. Sogar-Stammgast Nikola verstand das Projekt erst einmal falsch: «Ich dachte, das sei eine neue Art zu demonstrieren, und stellte mir vor, wir würden vielleicht als Mieterchor in der Öffentlichkeit singen gehen», sagt sie, die sich auf den Aufruf hin gemeldet hat. Nun steht sie zusammen mit anderen Quartierbewohner*innen auf der Theaterbühne.

Ein bisschen etwas von einer Demo hat es trotzdem, wenn Quartierbewohner*innen mit den unterschiedlichsten Geschichten zusammen auftreten. Immerhin geht es auch hier darum, sich in einer Stadt mit Wohnungsknappheit öffentlich Luft zu machen. Herbert, der auch Teil der Gruppe ist, sagt: «Ich möchte hier mit den anderen zusammen die Lautstärke erhöhen, damit etwas passiert. Um zu zeigen, dass allgemein ein grosser Frust da ist.»

Im Juni 2025 lag die Leerwohnungsziffer in Zürich bei 0,1 Prozent. «Suchst du noch oder wohnst du schon? – Mieter*innen auf der Bühne», heisst nun die Produktion, die im Juni zum Saisonabschluss des Sogar Theaters zu sehen sein wird.

Ein Rätsel, wer das bezahlen kann

Es ist ein Dienstagabend im April, kurz vor der Probe. Sechs der zwölf Mitspielenden sind bereit zu erzählen, wieso sie hier sind. Die Gruppe ist divers, Geflüchtete sind ebenso dabei wie Alteingesessene. Man duzt sich. Nivin ist mit ihren elf Jahren die Jüngste, Vreni mit 78 die Älteste. Sie hatte sich vor zwölf Jahren bei der Stadt für eine Alterswohnung angemeldet. «Vorletztes Jahr habe ich dann ein Angebot bekommen. Also nach zehn Jahren», sagt sie. «Ich finde allgemein schlimm, was passiert. Wer kann denn diese Mieten bezahlen? Wie verdient man überhaupt so viel Geld, dass man das bezahlen kann? Mir ist das ein Rätsel.» Auch Hyo-Mi kennt die Wohnungsnot allzu gut. Sie musste vor zwei Jahren lange nach einer neuen Wohnung suchen und schliesslich das Quartier verlassen. «Dass ein Problem besteht, wissen wir wohl alle. Aber es ist gut, dass wir es hier thematisieren können.» Ähnlich erging es Hassan, als er vor drei Jahren in die Schweiz kam. Aus dem Asylzentrum heraus, mit wenig Deutschkenntnissen, hat er eine eigene Wohnung gesucht. Seit fast einhalb Jahren wohnt er nun in Adliswil. «Das war eine echte Chance für mich, weil ich auch sehr gute Nachbar*innen habe. Am Anfang sprachen wir Englisch, jetzt nur noch Deutsch.»

Nivin wohnt in einem der farbigen Häuser in der Nähe des HB Zürich – den «Sugus-Häusern», die kurz vor Weihnachten 2024 wegen der Kündigungen durch eine der Erb*innen in die Schlagzeilen gerieten. Sie hat damals mit einer Freundin aus der Nachbarschaft ein eigenes Protestplakat gebastelt und an der Platz-Demo gegen die Kündigungen teilgenommen.

Im Gespräch am grossen Tisch in der Bar des Sogar Theaters sagt trotz des omnipräsenten Themas immer mal wieder jemand: «Ich selber bin ja zwar nicht betroffen.» Und meint damit, dass er oder sie die Wohnung momentan wahrscheinlich nicht gerade verlieren wird. «Aber du bist vielleicht betroffen, weil sich dein Umfeld ändert.





Mieter*innen im Zürcher Langstrassen-Quartier bilden zusammen einen vielstimmigen Chor und bringen die Wohnkrise auf die Bühne.

Dafür plädieren Stadtsoziolog*innen und Wohnbaugenossenschaften tragen dazu bei. Das alles ist aber nur möglich, solange Städte insgesamt durchmischt sind und Wenigverdienende nicht verdrängt werden.

Und: Es braucht den Boden, damit sich die nötigen Strukturen und Netzwerke über die Zeit hinweg bilden können. Das gilt ebenso für ein Quartier, für eine Stadt oder auch für ein Theater. «Ich bin sehr berührt, dass einige der geflüchteten Menschen, die in der Bar des Sogar Theater arbeiten, jetzt auf der Bühne stehen», sagt Sibylle Burkart, die zusammen mit Greuel Regie führt. «Über Jahre hinweg hat das Theater ganz unspektakulär ein Netz aufgebaut, sodass sich nun eine Gemeinschaft gebildet hat.» Auch der Sprachtausch Arabisch-Deutsch, den das Theater anbietet, trägt dazu bei, dass Menschen überhaupt von einem Projekt wie dem Chor der Mieter*innen erfahren – und so auch selber daran teilnehmen können. Mehrere andere der Mitspielenden sind langjährige Stammgäste des Theaters. Und Herbert ist nicht der Einzige von ihnen, der sagt, er suche nach Möglichkeiten, sich aktiv ins Stadtleben einbringen zu können.

Als die Probe im Dachstock des Sogar Theaters beginnt, versammelt sich der Chor der Mieter*innen im Kreis, man wirft sich gegenseitig Wörter zu, die die anderen aufnehmen und zurückspielen wie bei einem Ballspiel. «Du? – Ich? Ich nicht. – Du nicht? Wer dann?» Die Frage, um die es geht: Wer in der Hausgemeinschaft hat den Mut, zum Vermieter zu gehen und eine Mietzinsreduktion zu verlangen? So verschmilzt das Aufwärmtraining immer stärker mit dem eigentlichen Thema des Stücks. Es geht um Benachteiligungen und Renditeobjekte, um Totalsanierungen und Herrschaftsverhältnisse. Um Zukunftsvisionen und Stadtmärchen. In den chorischen Momenten stecken Themen wie Mut und Neid, Gemeinschaft und das Glück, eine Wohnung gefunden zu haben (das einen selber wiederum einsam machen kann, wenn die anderen es nicht haben).

Der Chor der Mieter*innen verhandelt auf eine sprachspielerische Weise die Dynamiken in einer Gesellschaft – und nutzt dafür die Kraft der Gemeinschaft, die durch die Wohnkrise mancherorts zerschlagen zu werden droht.

Weil deine Freunde wegziehen», sagt Ursina Greuel, die Co-Leiterin des Theaters, irgendwann dazu. Es sind Netzwerke, die zerfallen, wenn Menschen aus Quartieren oder der Stadt gedrängt werden.

«Ich glaube, das betrifft einfach alle», sagt auch Nikola. «Mein Sohn ist hier aufgewachsen, ein grosser Teil seiner Freunde lebt ebenfalls in den Sugus-Häusern. Natürlich kann man als 19-jähriger auch mal durch die Gegend fahren, um jemanden zu sehen. Aber die treffen sich eigentlich schon alle immer hier im Quartier.» Sie selber wohnt seit zwanzig Jahren in ihrer Wohnung und merkt, wie sich das Quartier mit den Menschen, die da leben, immer stärker verändert. Kürzlich schaute in dem Haus, in dem sie wohnt, der Eigentümer vorbei, zusammen mit einem Architekten und jemandem von der Verwaltung. «Die waren dann um mich herum am Planen, wie sie denn die Wohnung renovieren und sanieren könnten.»

Der Boden, auf dem Gemeinschaft wächst

Schleichende Verunsicherungen, gefühlte Bedrohungen. Bezugspersonen, die wegziehen. Freunde, die langsam aus dem Leben verschwinden. Familienmitglieder, die nicht mehr in der Nähe sind: Es sind kleine Verschiebungen, die ausmachen, ob man sich an einem Ort willkommen und zuhause fühlt – oder eben nicht. Eine Vielfalt an Stimmen wie die im Chor der Mieter*innen ist etwas, das auch eine Stadt im Gesamten ausmacht. Gesellschaft abbilden, den Dialog fördern, das Quartier lebendig halten:

«Suchst du noch oder wohnst du schon? – Mieter*innen auf der Bühne» 6.–17. Juni, Sogar Theater, Josefstrasse 106, Zürich. Eintritt für Surprise-Verkäufer*innen kostenlos.
sogar.ch



Die Tochter teilt den Schmerz des Vaters

Kino Die schweizerisch-kosovarische Regisseurin Dea Gjinovci reist mit ihrem Vater ins Dorf seiner Kindheit: Ihr Dokumentarfilm «La Beauté de l'Âne» findet einen eindrücklichen Zugang zu den Kriegsnarben der Menschen.

TEXT CÉLINE GRAF

Ein viereckiges Holzkonstrukt steht auf einer brachen Wiese. Zwei Personen betreten den Bretterboden und schauen sich um. «Das ist der Anfang. Ein fantastischer Anfang», sagt der ältere Mann etwas unsicher. Asllan Gjinovci unternimmt im Dokumentarfilm «La Beauté de l'Âne» mit seiner Tochter Dea eine Reise nach Makërmal in Kosovo, ins Dorf seiner Kindheit.

Asllan Gjinovci war acht, als sein Vater und Onkel mit ihm vor der serbischen Repression in die Hauptstadt Pristina flohen. 1968 musste er als Student das Land verlassen, weil er für ein freies Kosovo demonstriert hatte. Auf die Spuren dieser zweiten Flucht begab sich die Regisseurin Dea Gjinovci in ihrem Kurzfilm «Sans le Kosovo» (2017). Mit «La Beauté de l'Âne» setzt sie nun mit ihrem Vater die filmische Aufarbeitung ihrer Familiengeschichte fort.

Um seine Erinnerungen zu rekonstruieren, arbeiten sie mit der Methode des Reenactments. Reale Erlebnisse und Ereignisse werden nachgespielt. Die Darstellenden sind Bewohner*innen; sie tauchen also als Akteur*innen in die eigene Geschichte oder – es sind auch Kinder dabei – die der älteren Generationen ein.

Zentrale «Bühne» ist die mit Brettern umrissene Oda aus Asllan Gjinovcis Elternhaus, das wie ganz Makërmal im Kosovokrieg zerstört wurde. Die Oda ist in traditionell-ländlichen Gebieten das Wohn- und Esszimmer. «Für mich war es der sicherste Ort der Welt, mit den massiven Wänden und Balken», sagt Asllan Gjinovci. Bis er als Junge eines Nachts einen Überfall serbischer Schergen erlebte. Im Film weichen warme Bilder der Kindheit zwischen Birnbäumen, Schnitzen beim Eselstall und Schafehütten Szenen von Brutalität und Angst.

Die Idee sei zunächst gewesen, alles als Reenactment zu drehen, sagte Dea Gjinovci in einem Gespräch an den diesjährigen Solothurner Filmtagen. Schliesslich sind auch Mitschnitte der Proben, Gespräche mit dem Cast und Recherche-Erkundungen eingeflossen. Das macht die Erzählung reflektierter und vielschichtiger.

Aus Menschen wurden Aktenberge

Dea Gjinovci, 1993 in Genf geboren, hat in London Ethnografischen Film und Dokumentarfilm studiert. Wie sich kollektive Erinnerungen und Traumata in der Diaspora auf die individuellen Leben auswirken und über Generationen vererbt werden können, hat sie schon in «Réveil sur Mars» (2020) ergründet. In «La Beauté de l'Âne» zoomt Gjinovci noch näher an die Verbrechen an der kosovo-albanischen Bevölkerung im Kosovokrieg 1998 und 1999 heran. Von den damals fast zwei Millionen Einwohner*innen wurden über 10 000 Kosovo-Albaner*innen getötet und fast eine Million aus ihren Häusern vertrieben.

Eine Bewohnerin von Makërmal erzählt, wie die serbischen Besatzer die Frauen und Mädchen ihrer Familie wegschickten, die Männer und Jungen erschossen und ihre toten Körper ins Feld warfen. Anderen Zeugen versiegen die Worte, zu frisch sind die Narben.

Asllan Gjinovci hat nie erfahren, was mit seiner Mutter Dinore passiert ist, die bei der Flucht seines Bruders am Bahnhof in Pristina zurückblieb. Die Trennung habe ihn von seinen Emotionen abgeschnitten, sagt Asllan. Aus Menschen seien Aktenberge geworden, die keine Antworten geben. «Das ist das Drama des Krieges: dass die Menschen auf ein Nichts reduziert werden. Und



BILDER: ASTRAE PRODUCTIONS

Für ihre kunstvolle Annäherung an die Zerbrechlichkeit der Erinnerung wählte Regisseurin Dea Gjinovci eine hybride filmische Form.

wenn man aus einem armen Land kommt, ist der Wert eines Lebens noch tiefer.» Dea Gjinovci forscht dem Schicksal von Dinore nach und begleitet ihren Vater ins Archiv und zum DNA-Abgleich für Angehörige von Vermissten. «Ich möchte, dass er nicht mehr alleine ist mit seinem Schmerz. Dass wir die Erinnerung an meine Grossmutter teilen können», sagt sie.

Zu einem wichtigen Begleiter wurde, wie die Regisseurin in Solothurn sagte, auch ihr Cousin Leart Gjinovci, der Asllan als Kind spielt. Er blickt den Alten manchmal so ernst an, als spüre er dessen Last. Das Schauspieler*innen habe Leart und seinen Freunden trotz des schweren Stoffs Spass gemacht. An der Premiere in Makërmal fragten sie Dea: «Und was drehen wir als Nächstes?»

Was die Kinder vor dem Filmprojekt über den Krieg wussten, bleibt unklar. Einmal wird ein Denkmal eingeweiht, ohne dass über Erinnerungspolitik und -kultur sowie Nationalismus gesprochen wird. Sie halte die kulturelle Aufarbeitung, wie sie ein Film leistet, für kraftvoller als Politik, sagte Dea Gjinovci in einem Interview.

In immer wieder starken Bildern verflocht «La Beauté de l'Âne» Vergangenheit und Gegenwart. Wie dann, als die Darsteller*innen nach der Überfall-Szene schweigend die Matratzen und Decken aufräumen. Oder wenn sie auf dem Friedhof mit Laternen der Ermordeten gedenken. Fast Gespenstern gleich schauen sie aus der Dunkelheit in die Kamera.

«La Beauté de l'Âne», Regie: Dea Gjinovci, Dokumentarfilm, CH, USA, F, RKS, 2025, 76 Min. Läuft zurzeit im Kino.

Geisterkunde

Buch «Yokai – Geister» nimmt uns mit in die bizarren Bilderwelten japanischer Monster und Dämonen.

Geister, Monster und Dämonen gibt es in allen Kulturen. In der japanischen Folklore ist ihr Reich besonders vielfältig. Es gibt Tausende von diesen Geistern, den sogenannten Yokai: für jede Altersgruppe, jede Lebenslage. Mal spielen sie Streiche, mal sind sie auf Tod und Vergeltung aus. Sie erscheinen in unzähligen Formen: etwa als Verführerinnen, Skelette, Kriegergeister oder rachedurstige Samurai. In Japan kennt jedes Kind die Geschichten berühmter Geister.

Wie auch in westlichen Kulturen erklärt sich das Erscheinen der Geister oft dadurch, dass Tote keine Ruhe finden, weil sie etwas Unerledigtes umtreibt. Oder weil sie grausam zu Tode gekommen sind und sich nun dafür rächen. Je schrecklicher die Todesumstände, desto grösser die unheilvolle Kraft der Yokai. Die meisten Totengeister sind weiblich, Opfer männlicher Grausamkeit. Männliche Geister sind häufig Krieger oder Seeleute, die kein angemessenes Begräbnis erhalten haben. Für alle gilt, dass sie nur von buddhistischen Mönchen oder shintoistischen Exorzisten vertrieben werden können.

In Japan werden Yokai zum ersten Mal im 8. Jahrhundert n. Chr. erwähnt. Besonders beliebt waren sie während der Edo-Zeit (1603–1867) aufgrund des grossen Interesses am Okkulten und an Geisterbeschwörungen. Sie eroberten sich einen festen Platz in der Literatur und im No- und Kabuki-Theater. Es gab sogar ein Pokémon-ähnliches Spiel. Erneute Popularität gewannen die Yokai in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch Manga, Anime und Horrorfilme. Man denke nur an «Prinzessin Mononoke» (1997), «Chihiro» (2000) oder «The Ring» (1998).

Doch so alt die Geschichten auch sind, Bilder von ihnen gibt es noch nicht so lange. Die ersten Darstellungen schuf der Maler Maruyama Okyo (geb. 1733), dessen lebensgrosse Rollbilder eine regelrechte Modewelle auslösten. Im aufwendig gestalteten Sammelband «Yokai – Geister» (mit Seidenüberzug und japanischer Schlauchbindung) geben 150 Farbholzschnitte von namhaften Künstlern wie Hokusai, Hiroshige oder Utamaro einen faszinierenden Einblick in diesen Teil der japanischen Geschichte und Kultur. Der Autor und Gerichtsmediziner Philippe Charlier widmet jedes Kapitel einem bestimmten Geistwesen, nicht ohne uns vorher noch eine ausführliche Geisterkunde mit auf den Weg zu geben. So können wir gut gerüstet in diese bizarren Bilderwelten eintauchen, die uns mal zart, mal expressiv ein Panoptikum von traumhafter bis alpträumhafter Schönheit präsentieren. Vom selben Autor ist neu auch «Monster» erschienen.

CHRISTOPHER ZIMMER

FOTO: ZVG



Philippe Charlier: Yokai – Geister in Werken der japanischen Holzschnittkunst. Prestel 2025. CHF 46.90

Basel

«Einblick Basel», Tag der offenen Türen, Fr, 5. Juni, 14 bis 20 Uhr, Basel. einblickbasel.ch, surprise.ngo/agenda/einblick-basel



Denken Sie bei «Overall» an Arbeitskleidung und bei «Sahara» an die grösste Trockenwüste der Erde? Dann hat Ihr Wissen über das soziale Basel offensichtlich noch einige blinde Flecken. Das kann die zweite Ausgabe von «Einblick Basel» ändern, an der über sechzig soziale Organisationen ihre Türen öffnen. Darunter finden sich nicht nur die integrativen Arbeitsangebote von «Overall» und die sozialen und nachhaltigen Ladengeschäfte von «Sahara», sondern natürlich auch wieder Surprise: mit einer Lesebar, interaktiven Info-Angeboten und unterhaltsamen Mitmach-Möglichkeiten. Auch der beliebte Surprise Strassenchor wird ein Konzert geben. Buchen Sie eine der vielen geführten Touren oder entscheiden Sie spontan, wo Sie als Nächstes hinschlendern – Surprise und alle anderen teilnehmenden Organisationen freuen sich über Ihren Besuch! **FUX**

St. Gallen

«Stranger Than Paradise», Ausstellung, bis So, 7. Juni, Di bis Fr, 14 bis 18 Uhr, Sa/So, 12 bis 17 Uhr, open art museum, Davidstrasse 44. openartmuseum.ch



Das open art museum rollt den Teppich aus. Oder vielmehr eine monumentale Bildcollage, über die Besucher*innen in Schuhüberzügen schlendern, damit sie das Werk nicht schmutzig machen. (Dieser Teppich ist übrigens in einzelnen Teilen versteigert worden – falls noch letzte Stücke zu

haben wären, findet man sie online: «Teppichverkauf».) Die Motive der Collage stammen aus der Sammlung des Museums und sind in der Ausstellung auch im Original zu sehen. Ergänzt werden sie durch weitere Werke, die das Paradies als Motiv in vielfältigen Varianten aufgreifen: als verklärte Natur oder Idealisierung des bürgerlichen Lebens, als Sehnsuchtsbild, aber auch in Form der Irritation. Denn in der Schau bekommt das scheinbar Vertraute irgendwann Risse. Die Harmonie kippt ins Absurde, das Idyll wird brüchig. So entsteht kein einheitliches Bild des Paradieses, sondern eben eine vielstimmige Collage. **DIF**

Basel

«José Muñoz. Broken Voices», Ausstellung, bis So, 21. Juni, Di bis So, 11 bis 17 Uhr, Cartoonmuseum Basel, St. Alban-Vorstadt 28 cartoonmuseum.ch

Der argentinische Comickünstler José Muñoz erzählt in harten Schwarz-Weiss-Kontrasten Geschichten, die von düsteren Crime Storys um den Detektiv Alack Sinner bis zur feinfühligsten Biografie der Jazzlegende Billie Holiday reichen. In den 1970er-Jahren wegen

der Militärdiktatur nach Europa emigriert, verarbeitet er politische und gesellschaftliche Konflikte seines Heimatlands ebenso wie seine Sehnsucht nach der Weite der lateinamerikanischen Landschaften. In dieser Retrospektive sind auch Arbeiten aus einem Comic über den Tangosänger und -komponisten Carlos Gardel zu sehen, Zeichnungen zu Albert Camus' berühmten Romanen «Der Fremde» und «Der erste Mensch» sowie Porträts, Landschaften und urbane Szenarien. **DIF**



Zürich

«Wir, Saisonniers...»: Zürich 1931-2026», Ausstellung, bis So, 21. Juni, Mi und So, 12 bis 18 Uhr, Do bis Sa, 12 bis 21 Uhr, Photobastei, Sihlquai 125. photobastei.ch/histoire-publique.ch

Über Jahrzehnte waren Saisonniers in der Schweiz als Arbeitskräfte willkommen, nicht aber als Menschen. Die Ausstellung in der Zürcher Photobastei widmet sich ihren Lebens- und Arbeitsbedingungen und fragt nach den Bezügen zur heutigen Arbeits- und Migrations-



politik. Am Mi, 3. Juni, 20 Uhr findet zudem ein Leseabend statt: Ehemalige Saisonniers, deren Kinder, Verwandte oder Beobachter*innen lesen aus literarischen Texten in Briefform. Sie erzählen von persönlichen Geschichten, vom Alltag, von Hoffnung, Schmerz und Ausgrenzung. Und hinterfragen damit die offizielle Geschichtsschreibung. Unter anderem mit Melinda Nadj Abonji, Carmela Frasci, Martino Petito, Jelica Popović, Patricia Büttiker und Historikerin und Journalistin Giulia Bernardi, die den Brief an ihre Nonna liest, den sie ursprünglich für Surprise verfasst hat (Heft 612/25). **DIF**

Biel

«Klaus Petrus - Verwundbar / Vulnérable», Ausstellung, bis So, 2. Aug., Di bis So, 11 bis 17 Uhr (bis So, 31. Mai jeweils bis 18 Uhr, So bis 20 Uhr), Neues Museum Biel/Nouveau Musée Bienne NMB, Seedorfstrasse 52. nmbiel.ch/ausstellungen/verwundbar



Die Bilder und Texte von Klaus Petrus sind Zeugnisse vom Leben am angeblichen Rand einer Gesellschaft: Es geht um Menschen, die ausgegrenzt, ausgebeutet, vertrieben oder beschämt werden. Um Stimmen, die selten gehört und kaum gesehen werden, Existenzen, die ausserhalb gesellschaftlicher Aufmerksamkeit bleiben. Klaus Petrus, Fotograf und Co-Leiter des Strassenmagazins Surprise, richtet in der Ausstellung «Verwundbar / Vulnérable» seinen Blick auf diese fragilen Lebensrealitäten. Mit einer sensiblen dokumentarischen Praxis macht er soziale Situationen sichtbar, die wir oft aus unserem Bewusstsein verdrängen, und gibt individuellen Erfahrungen Raum, ohne sie zu vereinfachen. Seine Bilder und Texte bilden ein Archiv der Gegenwart – geprägt von Ungerechtigkeit, ebenso aber von Würde, Solidarität und Beharrlichkeit. Vortrag und Gespräch am Do, 18. Juni, 18 Uhr. **DIF**



NICOLE PHILIPP, 50, ist Pressefotografin bei Tamedia AG und freischaffend. Das Bild zeigt die 77-jährige Ballettlehrerin Madeleine Binggeli. Ein ärztlicher Eingriff hinterliess eine Lähmung am Fuss und verunmöglichte ihr eine lange Profikarriere als Tänzerin. Binggeli bewahrte aber ihr sonniges Gemüt. Sie unterrichtet mit Leidenschaft und sagt: «Es ist nie zu spät, mit Ballett anzufangen.»

An dieser Stelle fragen wir einmal im Monat Schweizer Fotografinnen des Netzwerkes «Purple Eye», was ihnen in Zeiten wie diesen Hoffnung gibt. purple-eye.ch

AB 500.- SIND
SIE DABEI!

Die 25 positiven Firmen

Unsere Vision ist eine solidarische und vielfältige Gesellschaft. Und wir suchen Mitstreiterinnen, um dies gemeinsam zu verwirklichen. Übernehmen Sie als Firma soziale Verantwortung.

Unsere positiven Firmen haben dies bereits getan, indem sie Surprise **mindestens 500 Franken** gespendet haben. Mit diesem Betrag unterstützen Sie Menschen in prekären Lebenssituationen dabei auf ihrem Weg in die Eigenständigkeit.

Die Spielregeln: 25 Firmen oder Institutionen werden in jeder Ausgabe des Surprise Strassenmagazins sowie auf unserer Webseite aufgelistet. Kommt ein neuer Spender hinzu, fällt jenes Unternehmen heraus, das am längsten dabei ist.

- 01 Hausarztpraxis Tannenhof, Tann-Rüti
- 02 InhouseControl AG, Ettingen
- 03 Automation Partner AG, Rheinau
- 04 Zehnder Arbeitssicherheit, Zürich
- 05 Madlen Blösch, Geld & so, Basel
- 06 movaplan GmbH, Baden
- 07 Kaiser Software GmbH, Bern
- 08 Jocher Projekte GmbH, Rheinfelden
- 09 appius GmbH, Interims-Management
- 10 Gemeinnützige Frauen Aarau
- 11 Breite-Apotheke, Basel
- 12 Broki Sidewäg, Bern
- 13 Maya Recordings, Oberstammheim
- 14 AnyWeb AG, Zürich
- 15 Beat Vogel – Fundraising-Datenbanken, Zürich
- 16 Praxis Carry Widmer, Wettingen
- 17 hoopsforu, jewelry
- 18 Zibsec Sicherheitsdienst, Zürich
- 19 Wuillemin Beratung, wuillemin-beratung.ch
- 20 Allrounder-GMVL Tom Koch, Bern
- 21 unterwegs GmbH, Aarau
- 22 Blumen & Kohl GmbH, Zehendermätteli
- 23 Praxis Dietke Becker, Männedorf
- 24 Boner Elektrohaus AG, Basel
- 25 Büro Dudler, Raum- und Verkehrsplanung, Biel

Möchten Sie bei den positiven Firmen aufgelistet werden?

Mit einer Spende ab 500 Franken sind Sie dabei.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Surprise, 4051 Basel

Zahlungszweck: Positive Firma und Ihr gewünschter Namenseintrag (max. 40 Zeichen inkl. Leerzeichen).

Sie erhalten von uns eine Bestätigung.

Kontakt: Clara Fasse

Team Marketing, Fundraising & Kommunikation

T +41 61 564 90 53 | marketing@surprise.ngo

SURPLUS – DAS NOTWENDIGE EXTRA

Wie wichtig
ist Ihnen Ihre
Unabhängigkeit?

Das Programm

Einige unserer Verkäufer*innen leben fast ausschliesslich vom Heftverkauf und verzichten auf Sozialhilfe. Surprise bestärkt sie in ihrer Unabhängigkeit.

Mit dem Begleitprogramm SurPlus bieten wir ausgewählten Verkäufer*innen zusätzliche Unterstützung. Sie erhalten ein Abonnement für den Nahverkehr, Ferienzuschlag und eine Grundausrüstung an Verkaufskleidung. Zudem können bei finanziellen Notlagen aber auch für Gesundheits- oder Weiterbildungskosten weitere Unterstützungsbeiträge ausgerichtet werden. Die Programmteilnehmer*innen werden von den Sozialarbeiter*innen bei Surprise eng begleitet.

Eine von vielen Geschichten

Lange bemühte sich Haimanot Mesfin um eine feste Arbeitsstelle in der Schweiz, doch mit einem F-Ausweis sind die Chancen klein. Sozialhilfe kam für sie nie in Frage – sie wollte stets selbstständig im Leben auskommen. Aus diesem Grund verkauft Haimanot Mesfin seit über zehn Jahren das Surprise Strassenmagazin am Bahnhof Bern. Dort steht sie bereits früh morgens und verkauft ihre Magazine. Das Begleitprogramm SurPlus unterstützt sie dabei mit einem ÖV-Abo sowie Ferien- und Krankentaggelder. Dank der Begleitung auf dem Berner Surprise-Büro hat sie eine neue Wohnung gefunden. Nach langer Zeit in einer 1-Zimmer-Wohnung haben sie und ihr Sohn nun endlich etwas mehr Platz zu Hause.



Weitere Informationen gibt es unter:
surprise.ngo/surplus

Unterstützen Sie das SurPlus-Programm mit einer nachhaltigen Spende

Derzeit unterstützt Surprise 30 Verkäufer*innen des Strassenmagazins mit dem SurPlus-Programm. Ihre Geschichten stellen wir Ihnen hier abwechselnd vor. Mit einer Spende von 6000 Franken ermöglichen Sie einer Person, ein Jahr lang am SurPlus-Programm teilzunehmen.

Unterstützungsmöglichkeiten:

- 1 Jahr: 6000 Franken
- ½ Jahr: 3000 Franken
- ¼ Jahr: 1500 Franken
- 1 Monat: 500 Franken
- oder mit einem Beitrag Ihrer Wahl.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3 | Vermerk: SurPlus

Oder Einzahlungsschein bestellen: T +41 61 564 90 90

info@surprise.ngo | surprise.ngo/spenden

Herzlichen Dank!



**SURPRISE
WIRKT**

#622: Auferstehung

«Aufbruchsstimmung»

Ich freue mich jedes Mal sehr auf Surprise. Es fängt an mit Hans, dem freundlichen und zufriedenen Verkäufer, der so aufmerksam und liebenswürdig ist. Immer wieder lerne ich viel Gutes beim Lesen und freue mich an den eindrücklichen Berichten. Ich erlebe gerade Aufbruchsstimmung um mich herum und freue mich sehr daran. Eine Verwandte hat mit 80 Jahren Lust auf einen Umzug in die alte Heimat; die Stadt Schaffhausen plant – zusammen mit den SBB – ein tolles Projekt. Ich bin dankbar, Hoffnung und Zuversicht grünen wie die Natur rings um mich.

VRENI SCHAER, Schaffhausen

#621; 623; 625; 626: Armutsmonitoring

«Informativ, kritisch, anregend»

Die Artikel von Klaus Petrus zur Armut in der Schweiz sind hervorragend: informativ, kritisch, anregend. Schade nur, dass man in unseren Tageszeitungen zu solchen Themen fast nichts findet, auch dann nicht, wenn der Bund eine grosse Studie in Auftrag gibt. Umso dankbarer bin ich, dass sich Surprise dieser Aufgabe annimmt. Ich bin gespannt auf die weiteren Teile der Armuts-Serie. Mit freundlichen Grüßen,

HEIKE BAIER, Zürich

#623: Vergessene Opfer

«Freiwillige bieten Informationen»

Im Artikel «Vergessene Opfer» schildern Sie verdankenswerterweise, was es für Kinder und die Beziehung zu ihren Eltern bedeutet, wenn ein Elternteil im Gefängnis ist. Sie schildern auch die schwierige Besuchssituation in den Gefängnissen. In diesem Zusammenhang möchte ich auf zwei Beratungsstellen in Zürich hinweisen, die speziell für Angehörige von Gefängnisinsassen geschaffen wurden: Extra-Mural und team72. Beide Organisationen arbeiten zusammen und sind mit einem infoBUS für Angehörige regelmässig vor dem Gefängnis Zürich West, dem Gefängnis Zürich und der JVA Pöschwies und können so Angehörige direkt vor Ort informieren. Der infoBUS ist ein dreijähriges Pilotprojekt und arbeitet mit Freiwilligen. Auf der Homepage von Extra-Mural findet man auch einen Link zu Erklärungsfilmen für Kinder und Jugendliche mit einem inhaftierten Elternteil.

extramural.ch

team72.ch/infostelle-fuer-angehoerige

KURT LENGGENHAGER, Winterthur

Impressum

Herausgeber

Surprise, Münzgasse 16
CH-4051 Basel

Geschäftsstelle Basel

T+41 61 564 90 90
Mo-Fr 9-12 Uhr
info@surprise.ngo,
surprise.ngo

Regionalstelle Zürich

Kanzleistrasse 107, 8004 Zürich
T +41 44 242 72 11
M+41 79 636 46 12

Regionalstelle Bern

Beundenfeldstrasse 57, 3013 Bern
T +41 31 332 53 93

Soziale Stadtrundgänge

Basel: T +41 61 564 90 40
rundgangbs@surprise.ngo
Bern: T +41 31 558 53 91
rundgangbe@surprise.ngo
Zürich: T +41 44 242 72 14
rundgangzh@surprise.ngo

Anzeigenverkauf

Stefan Hostettler, Ito1 Media
T +41 43 321 28 78
M+41 79 797 94 10
anzeigen@surprise.ngo

Redaktion

Verantwortlich für diese Ausgabe:
Diana Frei (dif),
Esther Banz (eb), Lea Stuber (lea),
Klaus Petrus (kp), Sara Winter
Sayilir (win),
T+41 61 564 90 70
redaktion@strassenmagazin.ch
leserbriefe@strassenmagazin.ch

Ständige Mitarbeit

Rosmarie Anzenberger (Korrektorat),
Simon Berginz, Monika Bettschen,
Christina Baeriswyl, Maj Lisa Dörig,
Hanna Fröhlich, Carlo Knöpfel, Yvonne
Kunz, Fatima Moumouni, Adriana Ružek,
Ralf Schlatter, William Stern, Priska
Wenger, Christopher Zimmer

Mitarbeitende dieser Ausgabe

Russell C. Banks, Manuela Enggist,
Nicolas Gabriel, Céline Graf, Stella
Hänsenberger, Ruben Hollinger, Ulrich
Jonas, Nicole Philipp, Janine Schneider

Wiedergabe von Artikeln und Bildern,
auch auszugsweise, nur mit Geneh-
migung der Redaktion. Für unverlangte
Zusendungen wird jede Haftung
abgelehnt.

Gestaltung und Bildredaktion

Bodara GmbH,
Büro für Gebrauchsgrafik

Druck

AVD Goldach

Papier

Holmen TRND 2.0,
70 g/m², FSC®, ISO 14001, PEFC,
EU Ecolabel, Reach

Auflage

22 900

Abonnemente

CHF 250.–, 25 Ex./Jahr

Helfen macht Freude,

spenden Sie jetzt.

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Ich möchte Surprise abonnieren

Das Abonnement ist für jene Personen gedacht, die **keinen Zugang** zum Heftverkauf auf der Strasse haben. Alle Preise inklusive Versandkosten.

25 Ausgaben zum Preis von CHF 250.– (Europa: CHF 305.–)

Reduziert CHF 175.– (Europa: CHF 213.50)

Gönner*innen-Abo für CHF 320.–

Probe-Abo für CHF 40.– (Europa: CHF 50.–), 4 Ausgaben

Reduziert CHF 28.– (Europa: CHF 35.–)

Halbjahres-Abo CHF 120.–, 12 Ausgaben

Reduziert CHF 84.–

① Der reduzierte Tarif gilt für Menschen, die wenig Geld zur Verfügung haben. Es zählt die Selbsteinschätzung.

Bestellen

Email: info@surprise.ngo

Telefon: 061 564 90 90

Post: Surprise, Münzgasse 16,
CH-4051 Basel

Online bestellen

surprise.ngo/strassenmagazin/abo



«Ich leistete meiner Tante Gesellschaft»

«Ich bin 2016 nach Bern gekommen. Eine meiner Tanten lebte schon lange hier, sie war alleine und brauchte jemanden, der ihr im Alltag half. Ich lebte damals in Ravenna, in Italien, und meine anderen Cousins waren verheiratet oder hatten eine Freundin, sie hatten keine Zeit. Also zog ich zu ihr, machte die Einkäufe, putzte die Wohnung und leistete ihr Gesellschaft.

Am Anfang war ich ein wenig traurig, ich vermisste das italienische Leben – die Leute sind dort so entspannt, so offen und freundlich. In der Schweiz hatte ich einen Kulturschock. Doch dann lernte ich die Freund*innen meiner inzwischen verstorbenen Tante kennen und gewöhnte mich nach und nach an das Leben hier. Jetzt fühle ich mich zuhause. Ich habe Freund*innen gefunden, in Genf habe ich auch Cousins und Cousinen.

Fünfzehn Jahre lang habe ich in Italien gelebt, ich habe auch den italienischen Pass. Ich ging damals nach Ravenna in der Emilia-Romagna, weil vier meiner Tanten da lebten. Sie haben alle einen Italiener geheiratet. Aufgewachsen bin ich in Sri Lanka. Ich wurde 1971 in Trincomalee geboren, einer Stadt an der Nordostküste, mein Vater arbeitete bei der Marine. Dann zogen wir zurück in die Hauptstadt Colombo. Ich spreche auch Singhalesisch, plus Italienisch und ein wenig Deutsch, meine Muttersprache aber ist Englisch. In Sri Lanka gibt es die Burghers, eine kleine ethnische Gruppe, die Englisch spricht. Sie geht auf den Kolonialismus zurück. Meine Grossmutter mütterlicherseits kommt aus Schottland, mein Grossvater aus den Niederlanden.

Nach der Schule hatte ich meinen ersten Job in einer Videothek und dann bei Pizza Hut. Ich habe einen Kurs in Kältetechnik angefangen, doch es war kompliziert und ich habe ihn nicht abgeschlossen. Meine Tante in Bern sagte schon damals: «Komm in die Schweiz, es ist ein schönes Land und es gibt gute Jobmöglichkeiten.» Also verliess ich Sri Lanka mit 25 und kam zu ihr nach Bern, ging dann aber – bevor ich nach Ravenna zog – für sechs Monate nach England, wo Cousinen und Cousins meines Vaters lebten und ich einen Computerkurs machte. Auch in Australien und Amerika habe ich Verwandte.

Ich habe zwei Brüder und eine Schwester: ein Bruder arbeitet in Saudi-Arabien, die zwei anderen zusammen mit meiner Mutter in Sri Lanka. Zum letzten Mal war ich 2019 dort, das war schön. Aber auch meine Verwandten in Ravenna habe ich nicht mehr besucht, seit ich in Bern lebe. Wir sind per Smartphone in Kontakt. Nur

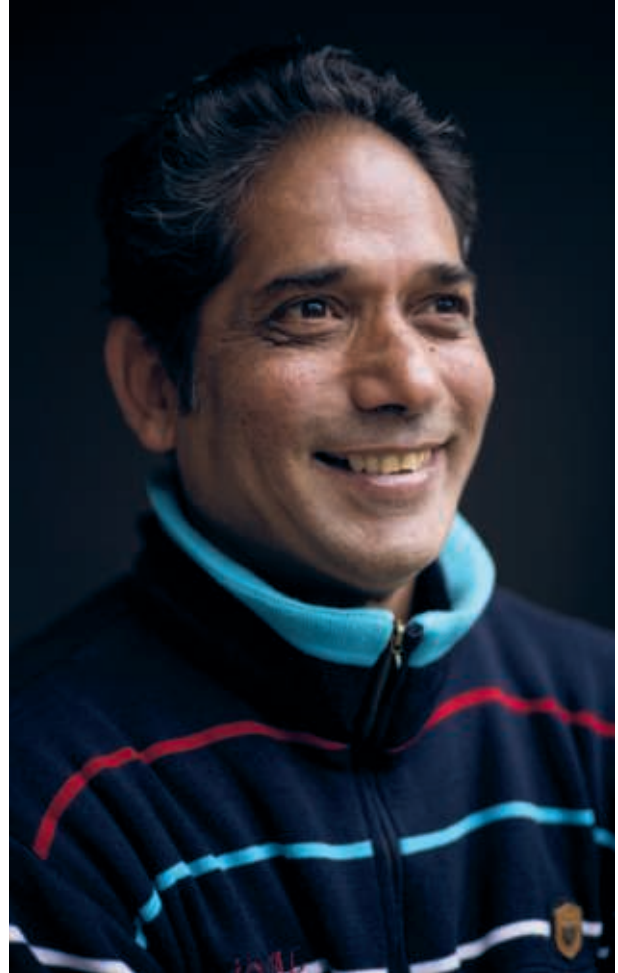


FOTO: RUBEN HOLLINGER

Jeremy Holzinger, 55, verkauft Surprise beim Hirschengraben in Bern. Er hat auf allen Kontinenten Verwandte.

bräuchte ich eigentlich ein neues, meins ist alt und funktioniert nicht mehr richtig. In Ravenna arbeitete ich in einer Autowaschanlage. Dann wechselte ich zu einer Firma beim Hafen, die die Waren der Schiffe entgegennahm. Später habe ich in Restaurants gearbeitet, als Tellerwäscher und Küchenhilfe. Ich bin ein «jack of all trades», ein Alleskönner.

Hier in Bern machte ich lange Reinigungsarbeiten in der Welle7, einem Einkaufszentrum beim Bahnhof. Neu arbeite ich für die Vermittlungsplattform Batmaid, wir putzen Wohnungen. Gestern riefen sie mich an und fragten, ob ich heute Nachmittag arbeiten könne. Sie informierten mich einen Tag im Voraus. Das passt für mich, ich bin flexibel. Und auch geduldig und resilient. Verglichen mit meinen anderen Jobs ist mir das Reinigen am liebsten. Es ist ruhiger und friedlicher als etwa in Restaurants.

Wenn ich nicht putze, verkaufe ich Surprise beim Hirschengraben in Bern. Manche kaufen mir einen Kaffee, das ist wirklich nett. Eine Frau sagte mir kürzlich: Sie kaufe Surprise gerne, so könne sie ihr Deutsch verbessern. Mir geht es ähnlich: Auch wenn ich nicht fließend Deutsch spreche, blättere ich durch das Magazin und verstehe ein bisschen, worum es in den Artikeln geht.»

Aufgezeichnet von **LEA STUBER**

**Doppelt zahlen,
einfach helfen...**



**...oder kostenlose
Kaffeepause genießen.**



Das Café Surprise in deiner Nähe.



**SURPRISE WIRKT
GEGEN ARMUT UND
AUSGRENZUNG**



**Ermöglichen Sie Selbsthilfe.
Spenden Sie jetzt.**

Spendenkonto: Verein Surprise, CH-4051 Basel
IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3
www.surprise.ngo



Bild: Marc Bachmann

Freitag, 05.06.26
14–20 Uhr

BIRKHÄUSER